

MAGAZIN FÜR ENGAGIERTE KATHOLIKEN

Januar-
Februar 2021

Einzelpreis 3,50 €

Gemeinde *creativ*

VOR ORT

Hoffnungsfunken
aus Pfarrgemeinden

GROSSE

TRANSFORMATION

Die Chance in der Krise

SCHWERPUNKT

Hoffen auf Veränderung

Informationen

- 4 Weder Allheilmittel noch Teufelszeug
- 6 Am Limit: Bahnmissionsmissionen im Krisenmodus
- 7 Unsere Meditationsautorin 2021

Meditation

- 8 Gestern, heute, morgen
Von Diana Schmid

**Hinweis
in eigener Sache –**
Unsere Zeitschrift *Gemeinde creativ* finden Sie auch im Internet. Klicken Sie rein unter: www.gemeinde-creativ.de.
Dort können Sie auch ein Online-Abo abschließen und das gesamte Heft online lesen.



FOTO: KIDERLE



FOTO: VON ROMOLO TAVANI / ADOBE STOCK

Schwerpunkt: Hoffen auf Veränderung

- 10 **Unsere Welt nach Corona**
Von Alexandra Hofstätter
- 14 **Hoffnung wecken**
Von Thomas Söding
- 16 **Zeit für eine Trendwende**
Von Stefan Einsiedel
- 18 **Göttliche Pädagogik**
Von Schwester Susanne Schneider MC
- 20 **Gott im Lockdown finden**
Von Alexandra Hofstätter
- 21 **Schöpfung bewahren**
Von Christine Schaller und Anton Stegmair
- 22 **Sichtbare Hoffnungsträger**
Von Alexander Laube
- 23 **„Gott ist nicht katholisch“**
Von Pat Christ
- 24 **„Freude spürt man schon, trotz der Trauer“**
Von Diana Schmid
- 26 **Vor allem seelische Unterstützung**
Von Christian Beck
- 28 **Eine verwegene Hoffnung**
Von Tobias Kläden

Ökumene

- 30 **Immer ein wenig lächeln**
Von Pat Christ

Katholisch in Bayern und der Welt

- 32 **Aus Räten und Verbänden**
- 34 **Begeistert sein**
Interview mit Willi Breher
- 35 **Auch das noch, Impressum**
- 36 **Cartoon**
Von Thomas Plaßmann



FOTO: KNA-BILD

Bildung nah am Menschen

Claudia Pfrang leitet die Domberg-Akademie (ehemals Stiftung Bildungszentrum) der Erzdiözese München und Freising. Wie viele andere Bildungsträger blickt sie auf ein turbulentes Jahr zurück. Die Füße stillhalten und abwarten – das kam für sie nicht in Frage. Die Domberg-Akademie hat kreative und innovative Ideen gesucht und gefunden, wie Bildungsarbeit von morgen aussehen kann – und gleichzeitig inmitten der Corona-Krise ihren neuen Namen etabliert.

Beilage:

Dieser Ausgabe von **Gemeinde creativ** liegt der aktuelle **Vivat-Prospekt** bei.

➤ **Alle im Heft angegebenen Zusatzinformationen** finden Sie auf unserer Homepage www.gemeinde-creativ.de unter **Aktuelle Ausgabe**.

Das Ringen um die Zukunft



Hoffen auf Veränderung

Liebe Leserin, lieber Leser,

jeder Jahreswechsel steht für einen Neuanfang, ist verbunden mit guten Vorsätzen, Hoffnungen und Erinnerungen. Nie seit Ende des Zweiten Weltkriegs war die Hoffnung auf Veränderung so groß wie dieses Mal.

Hinter uns liegt ein schwieriges, ein auszehrendes Jahr 2020. Ein Jahr, das uns alle bestürzt und betroffen gemacht hat, das uns hat hilflos werden lassen. Ein Jahr, das uns hat demütigt werden lassen, ob der Erkenntnis, wie verletzlich wir sind. Unsicherheiten, Ängste und Sorgen – um die eigene Gesundheit, die der Familie, den Arbeitsplatz, um die zunehmenden gesellschaftlichen Spannungen – haben dieses 2020 geprägt. Hinter uns liegen nun ein Weihnachtsfest im Zeichen von Abstandsregeln und Kontaktbeschränkungen und ein eher mäßiger, verhaltener Start ins neue Jahr 2021 – jetzt endlich, so hoffen wir alle, muss es doch wieder aufwärtsgehen!

So verständlich dieser Wunsch nach den Erfahrungen der vergangenen Monate ist, die Pandemie hat sich von der Weltzeituhr am 31. Dezember um Mitternacht nicht aufhalten lassen. Sie ist noch immer da und sie wird uns noch eine ganze Weile begleiten. Und so steht auch diese erste Ausgabe von **Gemeinde creativ** in diesem Jahr weiter im Zeichen der Corona-Krise. Es geht um Hoffnung, Veränderung und die Chancen in der Krise. Dabei denken wir zum Beispiel an all die Möglichkeiten, die uns die Digitalisierung schenkt: in den vergangenen Monaten sind wir alle zu Experten im Umgang mit Video-konferenz-Tools geworden, haben diese ganz selbstverständlich im Berufsalltag genutzt, aber auch um mit Freunden und Familie in Kontakt zu bleiben. Neue digitale Formate haben Einzug gehalten in der Erwachsenenbildung und auch in unseren Pfarrgemeinden. Chancen gibt es aber nicht nur im digitalen Bereich – zumal wir noch eines gelernt haben: eine Video-konferenz kann praktisch sein, kann



aber den realen Kontakt niemals vollständig ersetzen.

Corona hat uns gnadenlos die Schwächen unserer Gesellschaften, unseres Wirtschaftens und unseres Lebensstils vor Augen geführt, hat wie Brandbeschleuniger in den Bereichen gewirkt, in denen es vorher ohnehin schon Probleme gab und hat die Kluft zwischen Arm und Reich noch deutlicher werden lassen. Auch innerkirchlich beschleunigen sich Prozesse. Claudia Pfrang spricht im Interview sogar davon, dass die Volkskirche nun endgültig Vergangenheit sei. Das alles muss Konsequenzen haben.

Wir stellen in diesem Heft auch eine ganze Reihe von Projekten und Initiativen vor, die uns in dieser schwierigen Zeit wie „Hoffnungsfunken“ sein können. Manche davon entstanden in der Corona-Pandemie, andere gab es längst schon vorher. Ihnen allen ist eines gemeinsam: sie wollen Hoffnung und Mut machen in Zeiten von Corona und vor allem für danach!

A. Hofstätter

Ihre Alexandra Hofstätter
REDAKTIONSLEITERIN

Gottesquartett

Die Geschichte ist simpel und doch schürft sie tief unter der Oberfläche: der Tod seiner Therapeutin bewegt einen bekannten Schriftsteller dazu, nach Los Angeles zurückzuffliegen, um an ihrer Gedenkfeier in den Hügeln Malibus teilzunehmen. Im Gepäck



hat er das *Gottesquartett*, vier erzählende Essays, die er ihr gewidmet hat. Während die Stadt von Bränden bedroht wird, der Ort der Feier in die Gefahrenzone gerät, ihm nur vier Nächte bis zum Rückflug bleiben, liest und bespricht er die Texte im Kreis seiner Freunde. *Gottesquartett* erzählt von einer neuen, notwendig gewordenen Erfahrung des Göttlichen und der Seele. Ausgehend von profanen Alltagserlebnissen dringen die Texte von Patrick Roth erzählend bis zur Kerntiefe archetypischer Bilder vor, wo die Erfahrung biblischer Figuren wie Abraham, Samuel, Simon und Paulus sich bündelt und lebendig wird. Ein ruhiges Buch für unruhige Zeiten. (pm)

✳ **Roth, Patrick (2020), *Gottesquartett. Erzählungen eines Ausgewanderten*. 224 Seiten, Hardcover. Herder Verlag, 22 Euro.**

Das garantierte Grundeinkommen Weder Allheilmittel noch Teufelszeug



In Zeiten der Corona-Krise wurde nun wieder viel über ein Grundeinkommen diskutiert. Wer hier genauer hinschaut, der merkt schnell: Grundeinkommen ist nicht gleich Grundeinkommen. Die Konzepte unterscheiden sich erheblich. Sie reichen vom nahezu vollständigen Aufgehen des Sozialstaates in einem „bedingungslosen Grundeinkommen“ bis hin zu dezidierteren Modellen. Die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung (KAB) macht sich für ein „garantiertes Grundeinkommen“ stark.

Von Peter Ziegler

Landesvorsitzender der KAB Bayern

Im Sommer, nach dem ersten Lockdown, war ich wieder einmal bei meinem Freund, der erst vor gut einem Jahr ein kleines Café bei uns in der Innenstadt eröffnet hat. Er war voller Elan gestartet und hat sein ganzes Kapital – und natürlich noch einiges mehr – in eine edle, aber gemütliche Ausstattung, die vom örtlichen Schreiner gefertigt wurde, und in wirklich schönes Geschirr investiert.

Er freut sich, mich zu sehen, aber nach einer freundlichen Begrüßung – natürlich per Ellenbogen-Check – treten bald wieder Sorgenfalten auf seine Stirn. Er erzählt mir, dass die coronabedingte Auszeit ein riesiges Loch in seine Planungen gerissen habe: „Natürlich bin ich davon ausgegangen, dass ein Café in dieser Lage sofort super angenommen wird. Und so war es ja auch, doch dann kam der Lockdown!“ Die fixen Kosten liefen weiter, weil er auch seine zwei Mitarbeiter nicht im Regen stehen lassen wollte; auch die Stundung der Miete verschiebe das Problem ja nur. Die staatlichen Zuschüsse seien wichtig,

aber nicht geeignet, seine Sorgen zu vertreiben. Wie wir so reden, kommen wir plötzlich auf die Idee eines garantierten Grundeinkommens zu sprechen. „Das wäre es gewesen“ sagt er, „damit hätte ich mich schon viel früher in die Selbstständigkeit gewagt und hätte dem Staat in den letzten Jahren vieles an Steuern und Sozialabgaben zurückzahlen können.“ Auch über die aktuelle Krise hätte es ihn leichter gebracht.

ZWEI SICHTWEISEN

Ein wenig anders verlaufen ist das Gespräch mit meinem Freund Thomas, einem engagierten Gewerkschafter und Betriebsrat: als das Gespräch auf unser Konzept vom Grundeinkommen kommt, blickt er skeptisch und fragt konkret nach dem Sozialversicherungssystem: „Du bist doch selbst in den Gremien der Rentenversicherung tätig, möchtest Du wirklich alle Zweige der Sozialversicherung der Idee eines Grundeinkommens opfern?“ Da mir diese Frage sehr wichtig ist, betone ich, dass die KAB in ihrem Konzept am System der Sozialversicherungen festhalten will: Kranken-, Renten-, Pflege- und Arbeitslosen-

Goldfäden zwischen Himmel und Erde

Schwester Silke Mallmann ist Ordensfrau an der Seite der Hilflosen: zu den Menschen, für die sie da ist, gehören Prostituierte, Flüchtlinge, HIV-Kranke. Die eigene Krebsdiagnose macht aus der Seelsorgerin für Menschen

am Rand selbst jemanden, dessen Existenz am Abgrund steht. Gut gemeinte Ratschläge und billige Vertröstungen helfen da nicht weiter, auch kein naives Gottvertrauen. Doch in der Erschütterung erfährt Schwester Silke, dass Gottes Gegenwart nicht nur an glücklichen Tagen zu spüren ist. Ihr Bericht ist ein berührendes Buch, das am ehrlichen, glaubwürdigen Ringen einer Ordensfrau mit ihrem Gott teilhaben lässt. In der eigenen Erschütterung erfährt die Autorin, dass Gottes Gegenwart auch an dunklen Tagen zu spüren ist, vielleicht gerade an solchen. Schwester Silke Mallmanns autobiografisches Buch *Goldfäden zwischen Himmel und Erde. Glaube in dunklen Zeiten* ist ein Mutmacher, ein Hoffnungsfunkle und eine Anleitung, wie man selbst in schweren Phasen den Lebensmut und das Vertrauen auf Gott nicht verliert, sondern mehrt. (pm)

* Mallmann, Silke-Andrea (2020), *Goldfäden zwischen Himmel und Erde. Glaube in dunklen Zeiten*. 240 Seiten, Hardcover. Herder Verlag, 22 Euro.

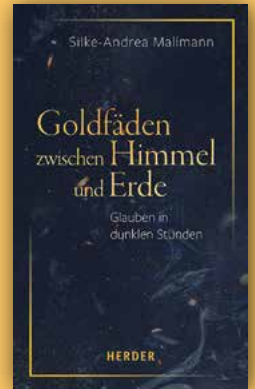


FOTO: JÖRG LANTELME / ADOBE STOCK



versicherung bleiben erhalten, gerade letztere habe sich ja auch in der Krise bestens bewährt. Anders sieht es dagegen mit den Zahlungen aus, bei denen es sich um staatliche Sozialausgaben im engeren Sinne handelt: Grundsicherung, Grundsicherung im Alter, Kindergeld, BAföG sowie der Grundfreibetrag. Diese gehen ein in das garantierte Grundeinkommen.

DER WERT DER ARBEIT

Nach einigem Nachdenken hakt er nach: „Fördert das Grundeinkommen denn nicht das Lohndumping, weil ein Arbeitnehmer ja nicht mehr allein von seinem Lohn leben muss?“

Auch für diese Frage bin ich ihm dankbar, denn das Festhalten am Mindestlohn ist für uns eine der wichtigsten Rahmenbedingungen. Aktuell setzen wir uns ja auch für eine deutliche Erhöhung des Mindestlohns auf 60 Prozent des Durchschnittseinkommens ein, wie es etwa auch die EU fordert, um so Armut zu verhindern.

Ähnlich spannend war der Austausch mit einem Diakon, der mich am Rande einer Veranstaltung fragte: „Wenn ich die katholische Soziallehre ernst nehme, dann findet sich dort doch so etwas wie der Wert der Arbeit. Wird der denn nicht durch ein bedingungsloses Grundeinkommen in Frage gestellt?“ Ich musste ihm zustimmen, dass das auch für die KAB ein sehr wichtiger Punkt sei – gerade weil ich selbst sehr häufig mit den bedeutenden Sozialenzykliken *Laborem exercens* oder *Centesimus annus* argumentiere. Gleichzeitig leite sich aber der „Wert der Arbeit“ von der Würde dessen ab, der sie verrichtet. Daher meine ich, dass die Würde der Person dem Wert der Arbeit vorgeht und das Grundeinkommen ein gutes Instrument sei, um der Menschenwürde gerecht zu werden.

* **Im Internet haben wir Eckpunkte zu den verschiedenen Konzepten eines Grundeinkommens für Sie zusammengestellt. Lesen Sie mehr unter www.gemeinde-creativ.de.**

Wesentliche Kriterien des garantierten Grundeinkommens der KAB

Bezugsberechtigt: alle Bürgerinnen und Bürger ab Geburt sowie Zugezogene nach einer Wartezeit von 5 Jahren.

Höhe: richtet sich nach der Vermeidung der Armutsgrenze: die aktuelle Berechnung geht von 872 Euro für Erwachsene und 545 Euro für Kinder aus, zzgl. eines Lebenslagenzuschusses (z.B. für chronisch Erkrankte, Alleinerziehende usw.) und eines Wohngeldanspruchs.

Weitere Einkommen werden ab dem ersten Euro steuer- und sozialversicherungspflichtig.

Dass Friede werde...

Friede ist möglich. Aber er ist nicht selbstverständlich – nicht zwischen Völkern, nicht im zwischenmenschlichen Bereich. Kriege, Terroranschläge, Unterdrückung, Macht- und sexueller Missbrauch demonstrieren täglich in erschreckendem Maße seine Fragilität. Frieden schaffen und Frieden halten braucht den Mut, aus der Gewaltspirale herauszutreten und



einen alternativen Lebensentwurf zu wagen. Helfen, diesen Mut aufzubringen, will ein Buch aus der Reihe *Konkrete Liturgie* des Verlags Friedrich Pustet, das unter dem Titel *Dass Friede werde unter uns. Friedensgebete und -gottesdienste* erschienen ist.

Die Autorin Barbara Palm-Scheidgen hat dafür Texte und Gottesdienstmodelle zusammengetragen, die das ganze Kirchenjahr zu einem Jahr des Friedens werden lassen – die allermeisten davon sind ökumenisch angelegt. So lädt *Dass Friede werde unter uns* Jugendliche zu einem ökumenischen Friedensgebet ein, enthält Bausteine für einen Gottesdienst zum Schwerpunktthema „Frieden in Europa“, beinhaltet meditative Impulse und eine ökumenische Klageandacht ebenso wie einen Taufgedächtnisgottesdienst und ein politisches Nachtgebet. (pm)
* **Palm-Scheidgen, Barbara (2019), *Dass Friede werde unter uns. Friedensgebete und -gottesdienste*, 120 Seiten kartoniert. Verlag Friedrich Pustet, 14,95 Euro.**

Am Limit: Bahnmissionsmissionen im Krisenmodus

Die Corona-Pandemie stellt die Bahnmissionsmissionen vor große Herausforderungen. Hilfesuchende wie Helfende geraten an ihre Grenzen.

Von Annette Bieber

Freie Journalistin

Covid-19 bringt viele Menschen in Not. „Immer mehr Leute müssen sich Sorgen ums tägliche Brot machen“, so Hedwig Gappa-Langer, zuständige Referentin beim Landesverband IN VIA Bayern e.V., „in den Bahnmissionsmissionen wächst die Nachfrage vor allem nach Lebensmitteln, aber auch nach Kleidung, Hygieneartikeln, Decken und Schlafsäcken deutlich.“

Es sind oft „neue“ Bedürftige, die sich für eine kleine Brotzeit oder eine wärmende Jacke anstellen: „Aktuell haben wir mehr Gäste, die ihren Job verloren haben oder in Kurzarbeit sind und plötzlich aus dem System zu fallen drohen“, sagt Claudia Steubing von der Bahnmissionsmission Erlangen, „sie sind um jeden Cent froh, den sie sparen können.“

Gleichzeitig zeigt sich hier wie in manchen anderen bayerischen Stationen: viele Stammgäste, vor allem Ältere und Alleinlebende mit wenig sozialen Kontakten, bleiben momentan weg. Dabei ist die Bahnmissionsmission gerade für sie eine wichtige Anlaufstelle, so Sonja Svirac von der Augsburger Einrichtung, „hier finden sie sonst, was ihnen am meisten fehlt: Gesellschaft, ein offenes Ohr und Zuspruch.“ Wegen der räumlichen Enge bleiben allerdings die Aufenthaltsräume vielerorts geschlossen oder sind nur sehr eingeschränkt nutzbar. „Das ist ein Verlust für unsere Gäste und für uns“, bedauert Anton Stadler, Bahnmissionsmission Regensburg, die aktuelle Situation, „die Kontaktmöglichkeiten sind sehr eingeschränkt.“

So wichtig die Notverpflegung über extra geschützte Fenster auch ist, eine Kernaufgabe bleibt es, „mit den Leuten zu reden, ihre Einsamkeit und Verzweiflung zu lindern“, betont auch Conny Schäle von der Bahnmissionsmission Lindau. Zumal deutlich



FOTO: ANNETTE BIBER

(Noch) Keine Normalität in Sicht: in den bayerischen Bahnmissionsmissionen blickte man mit Sorge auf die kalte Jahreszeit.

mehr Menschen kommen, die psychisch angeschlagen sind und eigentlich eine intensive Betreuung brauchen. Mitarbeitende der Bahnmissionsmissionen gehen deshalb auch oft vor die Eingangstür, um mit Hilfesuchenden im Freien und unter Einhaltung der Masken- und Abstandsregelung ein Gespräch zu führen.

Viele Monate Dienst unter bis dato nicht gekannten schwierigen Bedingungen haben ihre Spuren auch bei den Helfenden hinterlassen. Als zu Beginn der Pandemie gar nichts mehr ging, waren die Bahnmissionsmissions-Aktiven zur Stelle. „Wir sind für Euch da“ – mit diesem Versprechen und großem Engagement begleiteten sie Menschen in Not durch das Corona-Geschehen – und kamen selbst an ihre Grenzen. „Unsere Kolleginnen und Kollegen sind hochmotiviert und mutig“, sagen Bettina Spahn und Barbara Thoma von der Bahnmissionsmission München, „viele sind aber

auch am Limit.“ Erschöpft, verunsichert und erschüttert. Was zum Winter hin zusätzlich belastet: Die Aussicht, dass sich so schnell wohl nichts ändert, und eine Rückkehr zur „alten“ Normalität in weiter Ferne scheint.

In dieser Jahreszeit ist die Sorge um die Gäste besonders groß. Um Menschen ohne Obdach, die sich sonst in den Bahnhofsmissionen aufwärmen und ausruhen können, um Verzweifelte und Einsame, die hier neue Kraft tanken. Corona macht das Leben für sie noch mühsamer.

* Mehr zum Thema unter www.gemeinde-creativ.de.



FOTO: BAHNHOFMISSION SCHWEINFURT

Mutmacher am Bahnhof: das Team der Schweinfurter Bahnhofsmision verschenkt den „Mutmacher des Tages“ zum Mitnehmen. Die kurzen, inspirierenden Texte kommen bei den Gästen sehr gut an.



FOTO: FOTOMAX NÜRNBERG, KLAUS WALZER

Unsere Meditationsautorin 2021

Diana Schmid ist christliche Autorin und freie Journalistin. Am liebsten beschäftigt sie sich mit kreativen Glaubenthemen und Dingen, die die Seele erheben. Sie liebt es, wenn sie Menschen mit Sprache berühren, begeistern und bewegen kann. Immer schon waren es bei ihr die Buchstaben, die sie faszinierten. Heute ist sie selbstständig und lebt ihre Berufung in der Welt der Buchstaben. Dies mit besonderem Hang zur christlichen Lebenskunst und zum kleinen Glück im Alltag. Zuvor ist die Diplom-Betriebswirtin im Bereich von Marketing und Kommunikation tätig gewesen. Durch ihre Selbstständigkeit gelang es ihr, das herauszuschälen, was sie liebt. Als Autorin und Journalistin freischaffend und kreativ wirken zu dürfen, begeis-

tert sie jeden Tag aufs Neue. So ist 2018 als erstes Buch ihr Herausgeberwerk *Irische Segensgebete* bei camino im Verlag Katholisches Bibelwerk erschienen. Im März 2020 legte sie mit *Lass deine Seele blühen* ihr erstes Autorenwerk vor, das sie mit dem Verlag Herder realisiert hat. Im Oktober 2020 folgte ihr nächstes Autorenwerk *Chill Work Pray | Einfach beten*, Verlag Katholisches Bibelwerk. Auf ihr nächstes Werk darf man gespannt sein, es erscheint im Februar 2021. Die Meditationen in *Gemeinde creativ* sieht sie als Ruhepunkt und Reflexion. Sie will damit Impulse und andere Blickwinkel schenken, die zu Hoffnung und Freude verleiten. Mit dem Brückenschlag zum Thema der jeweiligen Ausgabe beabsichtigt sie, Inhalte nochmals auf anderer Ebene anklängen zu lassen. Dazu will sie behutsame Töne anschlagen und auch den Raum zwischen den Zeilen öffnen, damit sie unsere Leser zu Lebens- und Glaubenthemen berührt und bewegt. (dia)



„Durchkreuzte Hoffnung“

Mehr als fünf Jahre sind inzwischen seit dem Erscheinen der öko-sozialen Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus vergangen. Bis heute hat *Laudato si'* nichts an Aktualität verloren. Gerade die vergangenen Monate der Coronapandemie haben das deutlich werden lassen. Das Virus hat die Schwächen unseres Wirtschaftens und unseres Lebensstils gnadenlos aufgedeckt. Mit diesen und weiteren Fragen rund um die Themen „Schöpfungsverantwortung“ und „öko-sozialer Wandel“ beschäftigt sich eine neue Broschüre des Landeskomitees der Katholiken in Bayern unter dem Titel *Durchkreuzte Hoffnung – Mosaiksteine für eine gerechtere Welt*, die in der Reihe *ProPraxis* erschienen ist. Die inzwischen 13. Ausgabe der Reihe *ProPraxis* bleibt den vorherigen Heften treu: Best-Practice-Beispiele veranschaulichen, was sich andernorts schon bewährt hat, und wollen zum Nachahmen motivieren, liturgische Bausteine und Impulse ermutigen, sich als Pfarrei der spirituellen Dimension dieser Themen zu nähern. Zu jedem Kapitel sind Aktionsideen zusammengestellt, die konkrete Handlungsmöglichkeiten aufzeigen, wie sich Pfarrgemeinden und auch Einzelne den Zukunftsfragen unserer Zeit stellen können. (alx)

* „*Durchkreuzte Hoffnung – Mosaiksteine für eine gerechtere Welt*“, eine Arbeitshilfe für Pfarrgemeinden, Verbände und kirchliche Einrichtungen kann unter www.landeskomitee.de bestellt werden.



Gestern, heute, morgen

Von **Diana Schmid**

Freie Autorin

Stopptaste betätigen. Zurückspulen. Anhalten. Standbild.

Die Zeit vor Corona.

Wer war ich?

Was beschäftigte mich?

Woraus kam Freude?

Vorwärtsspulen. Livemodus. Mittendrin im Geschehen.

Wer bin ich?

Was beschäftigt mich?

Woraus kommt Freude?

Weiterspulen im Kopf. Prognosen. Zerrbilder.

Wer werde ich sein?

Was wird mich beschäftigen?

Woraus wird Freude kommen?

Stopp. Livemodus aufzoomen.

Wir sind immer wir. Nur in unterschiedlichen Zeitabschnitten.

Deshalb bleiben wir trotzdem wir.

Es ist wertvoll, wenn wir wissen, was uns ausmacht.

Freude kommt dann, wenn wir sie zulassen.

Aufnahmetaste aktivieren!

Wir müssen nicht ständig umherspulen.

Keine Zerrbilder.

Einfach wir selbst sein.

Uns in unserem Sein lassen.

Freude zulassen.

Die Zeit ist jetzt. Immer.

Gestern, heute, morgen.

Immer – ist die Zeit – jetzt.





Unsere Welt nach Corona

Corona hat uns gezeigt, was geht und was nicht mehr geht. Auf die anfängliche Schockstarre folgten kreative Innovationen in vielen Bereichen. Echem Umdenken war man so nah wie schon lange nicht mehr. Die Erfahrungen der vergangenen Monate dürfen jedoch nicht in einer Schublade verschwinden, sondern müssen uns als Gesellschaft in die Zukunft führen.

Von Alexandra Hofstätter

Redaktionsleiterin

Was war dieses 2020 nur für ein Jahr? Und wer hätte, als vor ziemlich genau einem Jahr die ersten Meldungen dieses neuartigen Virus aus Wuhan die Runde machten, geglaubt, dass Corona heute noch immer unseren Alltag so beherrschen würde? Hand auf's Herz – wir haben doch damals alle gedacht: ach, das wird wie bei Sars 2002 oder Mers 2012, ein paar Wochen und der ganze Spuk wäre vorbei. Und außerdem, China, das erschien uns so unendlich weit weg. Nun, wir alle wissen, es kam dieses Mal ganz anders. Dieses Mal ist es nicht gelungen, die Verbreitung einzudämmen. Aus dem scheinbar lokalen Corona-Ausbruch in Wuhan wurde eine Epidemie und schließlich eine Pandemie, die seit gut einem Jahr die Welt in Atem hält – oder besser gesagt: ihr den Atem nimmt.

Zurück zur Ausgangsfrage – was war 2020 für ein Jahr, aber noch viel entscheidender: was wird von diesem Jahr bleiben? Was werden wir in zehn Jahren über diese Zeit denken, woran werden wir uns erinnern? Was unseren Kindern und Enkeln erzählen? Was wird bleiben, von all den kreativen und innovativen Ideen und was wird schnell wieder verschwinden, weil es eben doch nur aus der Not geboren war und nicht für einen „normalen“ Alltag taugt?

Die Welt nach Corona – wenn es denn eine solche geben wird – kann und darf nicht dieselbe sein, wie die davor. Schonungslos hat dieses Virus uns die Schwächen unseres Wirtschaftens und unseres eigenen Lebensstils aufgezeigt. Im Gegensatz

zu Sars konnte sich Corona auch nur so schnell und so effektiv verbreiten, weil die Welt seit 2002 noch viel enger zusammengerückt ist, viel mobiler ist und viel vernetzter. Wir alle kennen die Animationen der Karten, die zeigen, wie sich Corona auf der Welt und in einzelnen Ländern ausgebreitet hat. Ein Flackern in orange, rot und dunkelrot. In Windeseile war das Virus aber nicht nur in dichtbesiedelten Regionen angekommen, sondern auch auf kleinen Inselgruppen und in den entlegenen Dörfern der Indigenen im brasilianischen Regenwald. Etwas, das noch Wochen vorher kaum vorstellbar gewesen ist.

Und dann, die Notbremse. Der Lockdown. Stillstand. Die Straßen – leer. Der Himmel – frei von Kondensstreifen. Menschen – auf Abstand. Die Grenzen – dicht. Es war fast gespenstisch, Anfang April 2020 durch die Münchner Innenstadt zu laufen, keinem Menschen zu begegnen und gleichzeitig zum ersten Mal zu hören, dass in manchen Passagen Musik aus Lautsprechern klingt. In der Stille der Corona-Pandemie war zu hören, was sonst vom Großstadtlärm verschluckt wird.

In den vergangenen Monaten war viel die Rede davon, dass in jeder Krise immer auch eine Chance stecke – so gelte es, die Herausforderungen der Corona-Pandemie in Chancen zu wandeln. Das mag richtig sein, aber es erfordert eine ganze Portion Mut und Weitsicht. Von der Politik. Von der Wirtschaft. Von uns allen. Corona hat die Stellschrauben freigespült, an denen wir jetzt drehen müssen. Es ist an uns, Hand dran zu legen und (endlich) notwendige Veränderungsprozesse einzuleiten.

KLATSCHEN ALLEINE REICHT NICHT!

Das fängt beim Gesundheitssystem an. Zu Beginn der Pandemie wurde für Pflegekräfte geklatscht. Schnell war klar: Klatschen alleine reicht nicht. Es braucht mehr Personal, eine bessere Bezahlung und auch mehr Wertschätzung für diese Berufe. Weitere Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen sind hoffentlich nachhaltig vom Tisch. Was passiert, wenn an den falschen Enden gespart und das Gesundheitssystem reinem Effizienzdenken unterworfen wird, das konnte man an Nachbarländern wie Italien oder Großbritannien sehen.

Außerdem gilt es, den Weg frei zu machen für eine echte öko-soziale Transformation. Auf teils hässliche Art und Weise hat uns die Corona-Pandemie Schieflagen in Wirtschaft und Gesellschaft vor Augen geführt, die zweifelsfrei schon lange vor der Pandemie existiert haben, die sich durch die neuartige Situation jedoch weiter verschärft haben. Sie hat uns Schattenseiten gezeigt: die Abhängigkeiten einer global vernetzten Wirtschaftswelt zum Beispiel oder wie ungleich Bildungschancen tatsächlich verteilt sind, wenn die Teilnahme am „Homeschooling“ plötzlich davon abhing, ob es in der Familie dafür ausreichend Laptops oder Tablets gab. Aber auch, wie weit die Welt von der in *Laudato si'* geforderten „universalen Solidariät“ (LS 14) noch entfernt ist.

In alledem hat die Krise uns aber auch Möglichkeiten und Wege in die Zukunft aufgezeigt. Eine der großen Chancen liegt in der Digitalisierung – das gilt auch für die Kirche. Während der Corona-Krise sind vielerorts kreative, digitale Angebote gewachsen, die sicherlich auch für die Zeit nach der Krise wichtig und hilfreich sein können. Neue, online-basierte Formate der Erwachsenenbildung erreichen viel mehr Menschen daheim in ihren Wohnzimmern als live vor Ort in einem Bildungshaus. In Firmen



hat man gelernt, dass Homeoffice tatsächlich funktioniert und die Produktivität dabei nicht sinkt. Außerdem haben wir gelernt, dass wir für eine Besprechung von zwei Stunden nicht quer durch die Republik fahren und für eine Tagung nicht nach Shanghai fliegen müssen – all das geht bequem per Videokonferenz. Umwelt und Klima danken es uns!

Darüber darf jedoch nicht vergessen werden, dass der Mensch ein Gegenüber braucht. Ergo: Digitalität kann helfen, sie kann überbrücken, sie kann aber eine echte Kommunikation und Mensch-zu-Mensch-Angebote auf Dauer nicht ersetzen.

Eine Wirtschaft der Zukunft muss sich mehr an sozialen Aspekten orientieren, so dass alle Menschen im Sinn eines *buen vivir* gut miteinander leben können. Dazu gehören auch eine Stärkung regionaler Wirtschaftskreisläufe sowie ein Lieferkettengesetz, das Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern faire Löhne

und ein gutes Auskommen ermöglicht. Der massive Corona-Ausbruch bei Tönnies und die folgenden Diskussionen um bessere Arbeits- und Unterbringungsbedingungen für die Arbeiter solcher Fabriken wird nur Konsequenzen haben, wenn wir endlich aufhören, im Supermarkt nach den immer billigsten Schnäppchen zu jagen, und wenn wir stattdessen anfangen, lokale Lebensmittelerzeuger zu stärken.

ALLES IST MITEINANDER VERBUNDEN

Wie selten zuvor hat die Coronapandemie erfahrbar werden lassen, dass die ganze Welt miteinander verbunden ist: wir Menschen sind trotz

aller Technik und Verwaltung immer noch Lebewesen. Wir sind verwundbare Organismen – gerade der „Wohlstands-Westen“ hat das schmerzlich zur Kenntnis nehmen müssen. Wir sind trotz aller technischen Errungenschaften endlich und nur in Verbindung mit unserer Mitwelt überlebensfähig. In diesem System hat alles seinen Platz und Wert – auch Urwälder und Brachzeiten. Die Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie zeigen uns die Kraft der Solidarität und der Unterbrechung. Sie zeigen ebenso schonungslos die sozialen und ökonomischen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten und wo noch Entwicklungspotenziale für eine gerechtere Weltgestaltung liegen. Sie zeigen uns, dass weniger Mobilität, Konsum oder Terminstress Raum für anderes Denken geben und an der inneren Haltung arbeiten lassen, dass wir nicht alles separat und linear sehen, sondern verbunden und vielfältig und einzigartig schön.

Bildung nah am Menschen

Claudia Pfrang leitet die Domberg-Akademie (ehemals Stiftung Bildungszentrum) der Erzdiözese München und Freising. Wie viele andere Bildungsträger blickt sie auf ein turbulentes Jahr zurück. Die Füße stillhalten und abwarten – das kam für sie nicht in Frage. Die Domberg-Akademie hat kreative und innovative Ideen gesucht und gefunden, wie Bildungsarbeit von morgen aussehen kann – und gleichzeitig inmitten der Corona-Krise ihren neuen Namen etabliert.

Gemeinde creativ: *In der aktuellen Ausgabe von Gemeinde creativ geht es um Themen rund um „Hoffnung“ und „Veränderung“ – Veränderung ist momentan auch am Domberg erkennbar...*

Dr. Claudia Pfrang: Gut erkennbar sind natürlich die baulichen Veränderungen, die rund um den Domberg – beispielsweise gerade am Diözesanmuseum – passieren. Aber es gab auch strukturelle Veränderungen: So wurde aus der Stiftung Bildungszentrum die Domberg-Akademie. Früher waren die Bildungsangebote sehr stark an das Kardinal-Döpfner-Haus gekoppelt. Das ist heute anders. Wir sind viel mehr die diözesane Spitzeneinrichtung für Erwachsenenbildung und unser Auftrag ist es, Bildungsarbeit für die Erzdiözese in der Erzdiözese zu leisten.

Was bedeuten die Veränderungen für die Domberg-Akademie konkret?

Früher hatten wir ein Haus, das wir mit unseren Angeboten bespielt haben. Jetzt finden unsere Veranstaltungen an circa 40 verschiedenen Orten in der Erzdiözese statt – das macht einen Unterschied. Es bringt uns einerseits eine größere Sichtbarkeit und neues Publikum, das jetzt die Veranstaltungen vor Ort besucht und früher nie nach Freising gekommen ist. Anderen dagegen fehlt der altbekannte, gewohnte Ort. Was wir wollen, ist Bildung nah am Menschen. In der Konsequenz heißt das, dass wir nicht verlangen können, dass die Menschen immer nur zu uns kommen, sondern dass wir auch zu ihnen gehen.

Hier gibt es viele Möglichkeiten. Die Kolleginnen und Kollegen aus Würzburg haben beispielsweise das Konzept der „Anders-Orte“ entwickelt. Das heißt, sie sind mit ihren Angebo-

ten an Orte gegangen, an denen man bestimmten Themen nicht ausweichen kann. Ein Angebot zum Thema „Sterben, Tod und Trauer“ auf einem Friedhof stattfinden zu lassen, das wäre ein solches Beispiel. Im vergangenen Jahr haben wir Trambahnfahrten zum Thema „Mobil und geerdet“ gemacht – auch hier gingen Ort und Konzept sehr gut zusammen.

Allerdings: Bildung braucht auch feste Orte – das haben wir in den vergangenen Jahren gelernt. Hier müssen wir für die Zukunft eine gute Balance finden aus festen Orten, an denen man verankert ist und Bildung ihren Platz hat, und gleichzeitig der Flexibilität, zu den Menschen zu gehen.

Welche Fragen haben Sie in diesem Veränderungsprozess bisher geleitet?

Unsere Leitfrage ist immer: Was brauchen die Menschen und was bewegt sie? Deswegen haben wir auch ein Listening-Projekt gestartet. Wie der Name sagt: wir wollen *hören*, was Teilnehmende von uns erwarten. Eine solche Namensänderung inmitten der Corona-Pandemie zu vollziehen, das ist wirklich schwierig. Wir wollten nicht einfach nur einen Brief verschicken à la „Wir heißen jetzt Domberg-Akademie und freuen uns, Sie bald wieder bei uns begrüßen zu dürfen“, sondern wollten das mit etwas Zukunftsweisendem verbinden. So wollen wir auch künftig arbeiten: weg von der Planung am grünen Tisch, hin zum Dialog und einer Programmgestaltung im Dialog mit interessierten Teilnehmerinnen und Teilnehmern.

Sie haben den Kontakt gesucht und das erste Programm gemeinsam mit Interessierten entwickelt – wie hat das geklappt?

Wir haben Interviews geführt, außerdem haben wir Fragebögen ausgegeben. Viele Leute haben sich sehr gefreut, dass wir auf sie zugegangen sind und sie eingebunden haben. Im Rahmen des Listening-Projekts haben wir eine große Verunsicherung durch die Corona-Pandemie bei den Menschen gespürt. Außerdem besorgt viele die fortschreitende Spaltung der Gesellschaft sowie deren Folgen für Kinder und Jugendliche aus sozial schwachen Milieus. Ebenso ist die Erstarkung rechtsextremer Parteien und Bewegungen ein Thema. Viele sehen zudem dringenden Veränderungsbedarf bei der katholischen Kirche. Angesichts des anhaltenden Mitgliederschwunds stellen sie sich die Frage, ob die Kirche in der heutigen Gesellschaft überhaupt noch relevant ist. In unserem nächsten Saisonthema im Frühjahr „Die verwundete Gesellschaft“ werden wir vieles davon aufgreifen. Im Herbst widmen wir uns dem Thema kirchliche Transformation.

Wie haben Sie als Bildungsanbieter die vergangenen Monate erlebt?

Wir hatten vielleicht einen kleinen Vorteil, weil wir uns ja schon vorher intensiv mit Veränderungsprozessen auseinandergesetzt hatten. Auch wir mussten im Frühjahr viele Veranstaltungen absagen – das tat im ersten Moment natürlich weh. Man hat viel Zeit und Mühe in die Planungen investiert, wollte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine gute, interessante Veranstaltung bieten, und dann ging von heute auf morgen nichts mehr. Uns im Team war allerdings schnell klar, dass wir nicht abtauchen dürfen, sondern nach Möglichkeiten und neuen Formaten suchen wollten, um die Menschen zu erreichen. Das ist uns gelungen und dafür bekamen wir viel positives Feedback. Wir haben in diesen Monaten auch gelernt, dass Bildung weit mehr ist als die Veranstaltung selbst. Wir sprechen inzwischen vom Content-Campus. Das bedeutet, dass wir unsere Themen auf unterschiedlichen Wegen anbieten. Das geht vom Newsletter, dem Livestream auf Youtube, über



Dr. Claudia Pfrang

(Jahrgang 1965) ist Direktorin der Domberg-Akademie in Freising. Die promovierte Pastoraltheologin ist seit vielen Jahren in der kirchlichen Bildungsarbeit unterwegs und hat in dieser Zeit viele kreative und innovative Formate entwickelt. Ihr Credo – „kirchliche Bildungsarbeit muss nah an den Menschen sein“ – versucht sie gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen auch in Zeiten der Corona-Pandemie umzusetzen. Zuvor war Claudia Pfrang unter anderem Geschäftsführerin des Kreisbildungswerkes in Ebersberg.

Podcasts und das Weiterarbeiten in einem digitalen Lernraum bis hin zur konkreten Veranstaltung. Das alles nutzen wir für unsere Kernaufgabe, Menschen für Diskurse zu rüsten und in Debatten zu führen, und gleichzeitig denken wir so auch Bildung neu. Denn für uns ist all das Bildung. Das macht viel Spaß, braucht aber auch den Mut zum Loslassen, zum sich Verabschieden von Altem und Überholtem.

Denken Sie, dass die neu entstandenen Formate auch über Corona hinaus Bestand haben werden?

Da bin ich mir sicher. Wir hatten schon vor Corona das Format „Walk and Talk“ entwickelt, das wir jetzt wieder eingesetzt haben – Bildungsarbeit beim Spaziergehen sozusagen. Solche Formate werden bleiben und sicherlich auch die Online-Angebote. Natürlich freuen sich viele Menschen jetzt schon darauf, wieder real zusammenkommen zu können, aber trotzdem eröffnen diese Online-Formate großartige Möglichkeiten, gerade was die Reichweite, die eigene Sichtbarkeit und die Teilnahme von Menschen betrifft, die aus unterschiedlichen Gründen nicht zur Präsenzveranstaltung kommen könnten. Und wenn wir von der Klimakrise reden: bisher haben wir Referentinnen und Referenten für einen Vortrag von zwei Stunden aus Berlin oder Hamburg nach München geholt.

Hier müssen wir uns fragen, ob das noch zeitgemäß ist. Allerdings: kreatives Arbeiten per Videokonferenz ist oft schwierig. Da ist man gemeinsam am runden Tisch häufig produktiver. **Ihr Haus hat schon seit Jahren Angebote im Programm, die sich mit den Umbrüchen im Leben der Menschen befassen. Warum ist es Aufgabe für katholische Akteure, die Menschen in diesen Phasen zu begleiten?**

Persönlichkeitsentwicklung ist ein Kernbestandteil der kirchlichen Erwachsenenbildung. Die Lebensläufe werden immer vielfältiger, die Biografien immer fragmentierter. Die Welt ist im Umbruch, damit sind auch wir Menschen ständig gefordert, uns auf Neues einzustellen. Unsere Angebote wollen die Menschen befähigen, mit diesen Umbrüchen gut umzugehen. Aus diesem Grund wurde hier in unserem Haus auch die Biografiearbeit geboren – zum einen, um Menschen die Möglichkeit zu geben, die eigene Biografie anzuschauen, aber auch um Kursleitungen dafür auszubilden. Darüber hinaus sehe ich es als unsere Aufgabe, den Menschen zu helfen, diese Umbrüche begreifen und verstehen zu lernen, Komplexität also ein Stück weit auseinander zu nehmen, zu erklären und zu deuten. Auch unsere Umfrage hat noch einmal gezeigt, wie wichtig diese Themen sind. Resilienz zu fördern, sehe ich als wichtige Herausforderung.

Auch innerkirchlich ist von Veränderungen die Rede – denken wir beispielsweise an den Synodalen Weg – wie greifen Sie diese Themen auf?

Wir versuchen einerseits natürlich die Themen, die beispielsweise beim Synodalen Weg eine große Rolle spielen, in Veranstaltungssettings zu packen und zu diskutieren. Andererseits versuchen wir aber auch, Veränderungsprozesse mitzugestalten, indem wir Menschen befähigen, sich bei den Veränderungen in ihren Gemeinden vor Ort kompetent einzubringen. Lösungen sind so vielfältig wie unsere Gemeinden selbst: Wir wollen den Engagierten helfen, für sich vor Ort die besten Lösungen und Strategien finden und umsetzen zu können.

In der Kirche ist es wie in anderen Bereichen der Gesellschaft: Corona führt uns die Schwächen, die längst schon vorher da waren, schonungslos vor Augen. Wir werden beispielsweise akzeptieren müssen, dass die Volkskirche Vergangenheit ist. Das ist einerseits schmerzhaft, andererseits dürfen wir einfach nicht den Kopf in den Sand stecken und an etwas festhalten, das es nicht mehr gibt. Gerade jetzt in dieser „Zwischenzeit“ sind Mut, Kreativität und Innovation gefragt.

*** Mehr zu den Angeboten der Domberg-Akademie lesen Sie unter www.gemeinde-creativ.de.**

Von Thomas Söding

Professor für Neutestamentliche Exegese an der Ruhr-Universität Bochum

Die Evangelien sind voller Erinnerungen an Jesus. Sie erzählen, was er gesagt und getan, was er erlebt und erlitten hat. Er hat Menschen die Augen und Herzen für Gottes Nähe geöffnet; er hat Krankheiten geheilt und sogar Tote auferweckt; er hat mit Autorität und Liebe, mit Charisma und Argumenten gelehrt, was Glauben verdient und wie Liebe geht; er hat seine Jünger, Männer wie Frauen, in der Nachfolge zu neuen Menschen gemacht: bereit, nicht sich selbst, sondern Gott und die Nächsten in den Mittelpunkt zu stellen und dadurch sich selbst zu gewinnen (Mk 8,34-38).

Die Evangelien halten im Gedächtnis, dass Jesus nicht lehrt, was er nicht selbst von Gott gelernt hat, und nichts tut, was ihn Gott nicht tun lässt – so wie ihm das Leiden und die Not, die Versuchung und der Tod der Menschen nicht fremd gewesen, sondern in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Alle Jesusgeschichten der Evangelien wecken Hoffnung: Hoffnung auf Gott, Hoffnung auf Glück und Seligkeit, Hoffnung auf Heilung und Heil, Hoffnung auf Wahrheit und Freiheit. Es gibt schlechterdings keine Erinnerung an Jesus, die der Hoffnungslosigkeit das Wort redete. Es gibt aber viele Erzählungen, die zeigen, dass es dort, wo es anscheinend aussichtslos ist, doch Grund zur Hoffnung gibt – weil Gott seine Hand im Spiel hat. Das Stichwort „Hoffnung“ begegnet in den Evangelien nicht, anders als bei Paulus. Aber wenn der Apostel vom „Gott der Hoffnung“ spricht (Röm 15,13), hat er die Jesusgeschichte vor Augen, im Licht seines Todes und seiner Auferstehung.

Die Hoffnung, die mit Jesus verbunden ist, entsteht nicht auf der Basis einer Illusion: als ob es Schuld und Not, Tod und Unglück nicht gäbe. Sie entsteht vielmehr inmitten des menschlichen Lebens und Sterbens, mit all dem halben Gelingen und Scheitern, all dem zerbrechlichen Glück und unbändigen Lebensmut, all dem ungerechten Leiden und un-

Hoffnung

Jesus in Aktion

verhofften Erfolg, die zum Menschsein gehören. Wer die Evangelien liest, findet keine festen Definitionen dessen, was Hoffnung macht und Angst vertreibt, aber lebendige Erinnerungen an Begegnungen mit Jesus, der Menschen an den Abgrund und über ihre eigenen Grenzen hinausführt. Deshalb machen sie deutlich, wer Hoffnung schöpfen darf, worauf sie sich zu richten vermag und wie sie erfüllt werden kann.

1. WER HOFFEN DARF

Die Wege Jesu, die in den Evangelien vermessen werden, sind Wege zu Menschen, die fürchten, von Gott und der Welt verlassen zu sein, so dass es für sie keine Hoffnung geben könne. Jesus aber verkündet, dass Gott sein Reich hat kommen lassen, ohne dass er auf Frömmigkeitsübungen und Gerechtigkeitsleistungen wartete. Umso deutlicher wird, dass die Hoffnung der Menschen einen

neuen Grund hat. Es gibt keinen Menschen, der sündigt, ohne Vergebung erlangen zu können, keinen, der gequält wird, ohne Erleichterung erfahren zu können, keinen, der stirbt, ohne für die Auferstehung bestimmt zu sein.

Jesus ist zeit seines Lebens unterwegs, um den Menschen nahezubringen, dass Gott sie nicht abgeschriben, sondern für die Teilhabe an seinem Reich bestimmt hat und dass er sie deshalb den Vorgesmack des ewigen Lebens schon hier und jetzt schmecken lassen will. Die Seligpreisungen der Bergpredigt (Mt 5,3-12; Lk 6,20-23) verdichten diese Verheißung.

Mit seinem Leben und Sterben zeigt Jesus: es gibt keinen Menschen, der nicht Grund zur Hoffnung haben dürfte. Es gibt keine Hoffnung, die sich automatisch erfüllte.

Jede stellt den Status quo in Frage. Jede verändert das Leben – oder sie ist keine Hoffnung. Menschen, die zu

wecken

FOTO: DAVIZRO PHOTOGRAPHY / ADOBE STOCK

hoffen beginnen, sehen weiter – und sie gehen weiter: in ihrer Empathie, ihrem Engagement, ihrem Interesse. Sie hoffen nicht für sich selbst, sondern auch für andere – und sie zerstören nicht sich selbst, wenn sie sich für andere einsetzen, sondern gewinnen sich, wenn sie sich selbst verleugnen, und behaupten ihre Freiheit, wenn sie in ihre Schranken gewiesen werden sollen (Mk 10,41-45).

Jesus weckt diese Hoffnung, indem er sich auf die Hoffnung einlässt, die Menschen umtreibt. Deshalb fragt er den blinden Bartimäus, der ihn, den „Sohn Davids“ um Barmherzigkeit angefleht hatte: „Was willst du, dass ich dir tue?“. Als er dann hört: „Rabbuni, dass ich sehen kann“, weiß Jesus, was er tut, wenn er ihn heilt – aber nicht nur medizinisch: „Dein Glaube hat dich geheilt“, sagt er Bartimäus und führt ihn damit auf den Weg der Nachfolge (Mk 10,46-52).

2. WORAUF ZU HOFFEN IST

Bartimäus will sehen, um nicht mehr am Wegesrand sitzen und betteln zu müssen. Zachäus klettert auf einen Baum, um Jesus zu sehen, der ihn aus der Misere seines Reichtums befreien wird (Lk 19,1-10). Der Hauptmann von Kapharnaum tritt an Jesus heran, um für seinen kranken Knecht zu bitten (Mts 8,5-13; Lk 7,1-10). Eine Frau, die an unregelmäßigen Blutungen leidet, die sie kultisch verunreinigen, stiehlt sich von hinten an Jesus heran, weil sie sich denkt: „Wenn ich nur sein Gewand berühre, werde ich geheilt“ (Mk 5,25-34). Vier Freunde lassen einen Gelähmten auf einer Bahre durchs Dach zu Jesus herunter, damit er sich seiner annehme (Mk 2,1-12). Ein Tischgenosse Jesu sagt: „Selig, wer Brot isst im Reich Gottes“ (Lk 14,15).

Jede einzelne Szene macht deutlich, dass im Zeichen der Hoffnung nicht der Egoismus Blüten treibt,

sondern die elementaren Bedürfnisse des Lebens nach Gesundheit und Freiheit befriedigt werden: durch Empathie und Umkehr, durch Solidarität und Wiedergutmachung.

In jedem der Glücksmomente, die Hoffnung machen, bricht mitten im alten ein neues Leben an, mitten im Elend die Glückseligkeit, mitten im Sterben die Auferstehung. Ginge es nur um ein gesteigertes Leben im Diesseits, stände am Ende doch das Scheitern, das stoisch oder heroisch hinzunehmen wäre. Wenn aber die Hoffnung auf ewiges Leben erblüht, wird die irdische Gegenwart nicht etwa unwichtig, sondern im Gegenteil als entscheidende Zeit der Bewährung und der Geduld, der Erwartung und der Zuversicht erkannt.

Deshalb ist auch die Vollendung, die Hoffnung macht, nicht die Auflösung des Einzelnen ins Meer der Unendlichkeit, sondern im Gegenteil die göttliche Verwirklichung jenes Ja, das jedem Menschen, jedem Geschöpf und dem Ganzen Kosmos gilt – durch den Tod hindurch, in dem die Sünde in den Sündern stirbt, weil Jesus sie in Gerechtigkeit verwandelt.

3. WIE DIE HOFFNUNG ERFÜLLT WERDEN KANN

Weil sich die Hoffnung auf das Leben richtet, das irdische wie das ewige, kann nur Gott selbst, der Schöpfer und Erlöser, die Hoffnung erfüllen, die ihren Namen verdient. Weil Gott allein Hoffnung machen kann, ist die Erfüllung nicht auf den St. Nimmerleinstag verschoben, sondern kann sich in jedem Moment ereignen: als neue Verheißung, solange die Zeit währt, und als unendliche Vollendung, wenn es ein Jenseits von Raum und Zeit gibt. Weil nur Gott die Hoffnung bewahrheiten kann, sind die Menschen in einer doppelt glücklichen Rolle. Zum einen sind sie nicht zu denken genötigt, sie müssten aus eigener Kraft das Paradies errichten; wer dies versucht, macht anderen das Leben zur Hölle. Zum anderen dürfen sie sich berufen wissen, im Namen Gottes Hoffnung zu machen: wenn sie glauben, wie Jesus geglaubt, und lieben, wie Jesus geliebt hat. Sie werden durch Gott zu lebendigen Zeichen der Hoffnung: weil sie selbst hoffen, für sich und andere, in dieser und in jener Welt.

Zeit für eine Trendwende

Die Corona-Pandemie wirkt wie ein Brennglas und ist gleichzeitig ein Stoppschild. Ein Weiter-so-wie-bisher kann und darf es nicht geben. Aber wo ansetzen und taugt eine Krise wie Corona wirklich als Katalysator für die große Transformation?

Von Stefan Einsiedel

Zentrum für Globale Fragen an der Hochschule für Philosophie in München

„Sie als junge Leute werden in Ihrem Leben mindestens eine globale Pandemie erleben – bei den vielen Menschen auf dieser Welt ist das nur eine Frage der Zeit! Es ist nur zu hoffen, dass die Krankheit dann nicht über die Atemluft übertragen wird, dass sie nicht vor Symptombeginn weitergegeben werden kann und dass sie keine chronischen Schäden hinterlässt – sonst gnade Ihnen Gott!“ – an diese Warnung meines damaligen Professors für Mikrobiologie, ausgesprochen vor fast 20 Jahren, musste ich in letzter Zeit häufiger denken. Und nach längerer Beschäftigung mit der Corona-Pandemie und ihren Folgen beschleicht mich das Gefühl: vielleicht bestand Gottes Gnade ja darin, dass diese Krankheit genau jetzt ausgebrochen ist: nicht vor 20 Jahren, als der weltweite Informationsaustausch, die Möglichkeiten des Homeoffice und die schnelle Suche nach Gegenmitteln noch nicht so gegeben waren – und nicht erst in 20 Jahren, denn die Lehren, die wir aus dieser Pandemie ziehen können, könnten für den weit größeren Kampf gegen den Klimawandel und für mehr soziale und globale Gerechtigkeit von entscheidender Bedeutung sein.

CHANCEN SEHEN

UN-Generalsekretär António Guterres brachte es auf den Punkt, als er feststellte, Covid-19 sei weniger ein „window of opportunity“ für beschleunigte Reformen, sondern wirke vor allem wie ein Röntgengerät, das all die verborgenen Brüche in unserer Gesellschaft offenbar mache und zeige, wohin die Reise gehen könne – im Guten wie im Schlechten. Auf der einen Seite zeigte bereits der

Lockdown im Frühjahr 2020, wie lebenswert eine „grünere Zukunft“ aussehen könnte: in Venedig kehrten schon nach wenigen Wochen Fischschwärme und seltene Oktopusse in die Kanäle der Lagunenstadt zurück, die bedrohten Meeresschildkröten hatten ihre beste Brutsaison seit Jahrzehnten, während Ornithologen davon berichteten, dass der Vogelgesang in vielen Großstädten der Welt melodioser geworden sei, da die Tiere nicht mehr gegen den Autolärm ansingen mussten.

Doch bereits im Frühsommer wurde klar, dass der globale Hunger (wie schon im Jahr zuvor) und die weltweite Armut im erschreckenden Maße gestiegen waren, während die Reichsten der Welt ihr Vermögen (unter anderem durch günstige Einstiegskurse an den Börsen) noch einmal deutlich steigern konnten. Dank des Lockdowns sind die weltweiten CO₂-Emissionen deutlich gesunken (und gerade im Bereich des Flugverkehrs besteht Hoffnung, dass sich der Trend zu weniger Dienstreisen und mehr Urlaub in der Heimat langfristig halten könnte), doch mittlerweile warnen die Ökonomen davor, dass die geplanten Konjunkturmaßnahmen in den meisten Ländern der Welt zu einem Anstieg der Emissionsraten deutlich über dem Vor-Krisenniveau führen könnten.

Doch ist es überhaupt möglich, gleichzeitig unser Klima und die Umwelt zu schützen – man denke nur an die schädlichen Auswirkungen, die ein Windpark auf die örtliche Natur haben kann oder wie schwierig es ist, den ökologischen Fußabdruck von Elektroautos korrekt zu beurteilen? Und wie soll es dabei möglich sein, auch noch Millionen von Menschen aus prekärer Armut zu retten – und das am besten in einer demokratischen Mitsprachegesellschaft, in der die Mehrheit der Wähler kaum

zu echtem Verzicht bereit zu sein scheint? Mit diesen Fragen beschäftigte sich in den Jahren 2017/18 die „Sachverständigengruppe Weltwirtschaft und Sozialethik“ der Deutschen Bischofskonferenz, die dazu nach durchaus kontroversen Diskussionen die Studie „Raus aus der Wachstumsgesellschaft?“ vorlegte. Die Expertengruppe aus Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen unter der Leitung des Münchner Wirtschaftsethikers Johannes Wallacher empfahl damals eine ganze Reihe von Maßnahmen, darunter faire Preise für die Benutzung von Gemeingütern (in erster Linie einen angemessenen Preis für die Emission von CO₂) in Verbindung mit einem umfangreichen sozialen Lastenausgleich und ein deutlich stärkeres Bemühen um einen gesamtgesellschaftlichen Kulturwandel. Die Studie wurde seitdem zu einer der meistgelesenen Veröffentlichungen der Bischofskonferenz, die meisten Forderungen, wie die Abschaffung der Steuervorteile für Diesel und Flugbenzin, wurden quer durch die Parteien begrüßt – doch mutige Reformen ließen bislang auf sich warten...

DIE ARBEIT GEHT WEITER

Nun haben die Bischöfe eine neue Studie in Auftrag gegeben, die sich genau mit dieser Frage beschäftigen soll: welche genauen Hindernisse stehen denn einer Transformation entgegen und was kann die katholische Kirche (in Deutschland wie auch als Weltkirche) zum gelingenden Wandel beitragen? Die Corona-Krise wirkt auch hier wie ein Vergrößerungsglas, das die bestehenden Probleme noch deutlicher hervortreten lässt: sowohl die konkreten Widerstände gegen die öko-soziale Transformation als auch die generellen Schwierigkeiten, eine komplexe Organisation überhaupt zu reformieren. So kann die unüberschaubare Komplexität leicht zur Überforderung des Einzelnen führen, kann ihn dazu bringen, seine Einflussmöglichkeiten als „vernachlässigbar klein“ einzuschätzen – gleichzeitig können aber

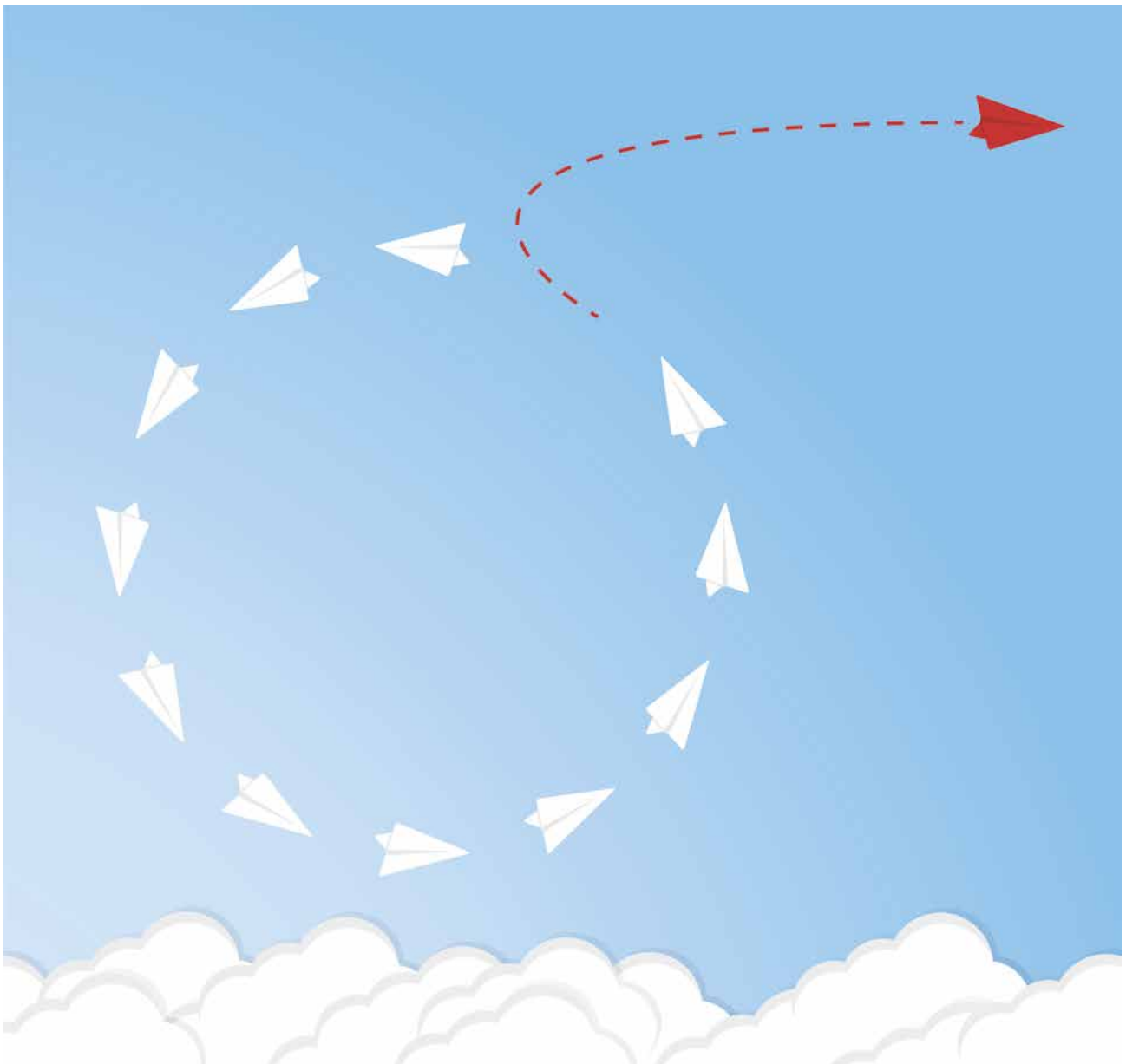


FOTO: MADEEE / ADOBE STOCK

Interessensgruppen, die um Macht und finanzielle Vorteile fürchten, diese Komplexität als Vorwand nehmen, um Änderungen als „stabilitätsgefährdend“ oder „schlichtweg unmöglich“ abzulehnen.

Doch zum Glück gibt es auch Hoffnungssignale: Corona – aber auch die Wahlen in den USA – haben uns gelehrt, wie wichtig es ist, Institutionen, die dem Gemeinwohl dienen, zu stärken und Informationen frühzeitig zu teilen: bürgerliche Teilhabe und institutionelle Transparenz sind Grundvoraussetzungen für eine gelingende Transformation – und wo sie fehlen, da gedeihen Frust und Verschwörungsmymen. Auch Papst Franziskus fordert in *Laudato si'* und *Fratelli tutti* verbesserte Teilhabemöglichkeiten insbesondere für diejenigen, deren

Stimme bislang am wenigsten gehört wurde, und unternimmt dafür innerkirchlich erste (aber längst noch nicht ausreichende) Schritte.

Um diese Impulse aufzugreifen, geht auch die Sachverständigengruppe neue Wege: statt wie bisher eine fertige Studie über die Massenmedien zu kommunizieren, soll ab dem Frühling eine vorläufige Fassung der Studie mit möglichst vielen kirchlichen und gesellschaftlichen Interessensgruppen diskutiert werden. Dafür soll unter anderem eine Internetplattform als digitale Dialog- und Kommunikationsplattform (Arbeitstitel „DigiLog“) geschaffen werden. Deren Domain-Name stand bei Drucklegung dieses Beitrags noch nicht fest – doch die Leser von *Gemeinde creativ* sollen rechtzeitig

über das Online-Angebot und die weiteren Schritte informiert werden. Denn letztlich braucht die ökosoziale Transformation genau dies: eine Gemeinschaft, die sich als füreinander verantwortliche Gemeinde begreift und kreativ nach neuen Möglichkeiten sucht, diese Verantwortung gemeinsam wahrzunehmen.

Die Corona-Krise wird vergehen, aber die sozialen und ökologischen Herausforderungen und Chancen, die sie ans Licht gebracht hat, die werden uns noch viele Jahre begleiten. Vielleicht ist es ja tatsächlich ein Glück, dass uns diese Pandemie genau im Jahr 2020 erwischt hat – es hängt vor allem von unserer Lernbereitschaft ab.

* Mehr zum Thema unter www.gemeinde-creativ.de.

Der bekannte Text „Fülle in der Leere“ weitergedacht

Göttliche Pädagogik

Corona hat unser aller Leben aus dem Tritt gebracht und spätestens seit der zweiten Welle in Europa und Deutschland ist klar, dass manche Corona-Veränderungen anhalten werden. Also gilt es, damit zu leben und die Hoffnungsfunken, die darin enthalten sind, wahrzunehmen, zu würdigen und wenn möglich, damit die Zukunft zu gestalten.



Seit der Gründung der Gruppe im Juli 2018 machen die „Ordensfrauen für Menschenwürde“ immer wieder durch Aktionen auf sich und ihre Anliegen aufmerksam.

Von Schwester Susanne Schneider, Missionarinnen Christi (MC)

Mitglied der Initiative „Ordensfrauen für Menschenwürde“

Als Grundlage für meine Gedanken verende ich das Papier „Fülle in der Leere – Was die Ostererfahrungen 2020 uns sagen“. Der Text wurde von der Gruppe „Ordensfrauen für Menschenwürde“ im Frühjahr 2020 verfasst und in zahlreichen (kirchlichen) Medien verbreitet. Der hier vorliegende Text ergänzt und führt die Gedanken von „Fülle in der Leere“ weiter. (Anmerkung der Redaktion: Passagen aus dem Originaltext sind im Folgenden kursiv gesetzt).

Wir waren von der überwältigenden Resonanz auf den Text überrascht, erfreut und fast erschlagen. Insgesamt erreichten uns mehr als 150 Zuschriften. Abgesehen von einem kleinen, niveaulosen *shitstorm* bei Facebook waren die Reaktionen nahezu ausschließlich positiv. Beson-

ders bemerkenswert war, dass viele Frauen und einige Männer sich die Zeit genommen haben, um uns von ihren eigenen, teilweise sehr persönlichen, Erfahrungen und Erlebnissen zu berichten. Sie waren durch uns ermutigt, für eigene Visionen und Forderungen zu werben.

Viele Menschen, auch Frauen und Männer des Synodalen Wegs, dankten uns ausdrücklich, dass wir als Ordensfrauen unsere Stimme erheben und Reformen anmahnen: unsere Kirchlichkeit stünde nicht zur Debatte und man könne uns nicht vorwerfen, leichtfertig oder oberflächlich oder grundsätzlich kirchenfeindlich zu argumentieren.

In den vergangenen Jahrzehnten war die Stimme der Ordensfrauen eher zurückhaltend. Doch damit ist jetzt Schluss! Vor einiger Zeit wurden wir als bayerische Ausgabe von Maria 2.0 bezeichnet – was wir als großes Lob betrachten! Umso mehr freut es uns, dass in München endlich eine

eigene Gruppe Maria 2.0 gegründet werden soll. Wir bieten dieser Gruppe jetzt schon unsere Zusammenarbeit an.

DIE NEUE SITUATION: LEERE – FRAGEN – GESPRÄCH

„Wir hatten alles geplant. Wir hatten uns um einen Priester bemüht, weil das nach den Regeln der katholischen Kirche so zu sein hat. Doch dann kam ganz überraschend und sehr kurzfristig [...] die Absage und wir standen vor der Situation, nun selbst feiern zu müssen, sollen, dürfen, können...“, so beschreibt eine Ordensfrau die Tage kurz vor Ostern.

Während des Lockdowns waren alle öffentlichen Gottesdienste abgesagt und in vielen Frauengemeinschaften war die Feier der Eucharistie mit einem externen Zelebranten kurzfristig untersagt: *In der Corona-Krise hatten wir keine Wahl und genau das eröffnete echte Alternativen. Mit dem Bruch und Wegfall des Vertrauten – manchmal auch Eingefahrenen – entstand zunächst Leere.*

Diese Situation machte offenbar, was im Alltag manchmal übersehen wird, allerdings bereits seit Jahrzehnten diskutiert wird: die Abhängigkeit der Ordensfrauen, der Gemeinden, des Volkes Gottes von einem geweihten Mann. Diese Abhängigkeit ist vielschichtig. Sie ist keineswegs neu, aber sie wurde während der Lockdowns im vergangenen Jahr besonders schmerzlich spürbar. Diese Abhängigkeit ist außerdem ein weltweites Problem, das die Amazoniensynode deutlich formuliert hat.

SO NICHT!

Es war und blieb für uns ein schmerzhafter Stich ins Herz, dem Zelebranten beim Kommunizieren zuzuschauen, ohne selbst teilhaben zu können. Als ebenso unmöglich haben wir Eucharistiefiern mit Gemeinde ohne Kommunionsspendung erlebt. Es stellen sich zentrale Fragen an das Eucharistieverständnis: Ist die Eucharistie eine gemeinsame Mahlfeier oder ein exklusives Geschehen, das dem geweihten Priester vorbehalten ist? [...] Warum muss das göltig gefeierte Sakrament immer noch an der kirchengeschicht-



Alles begann mit einer Demo: die Gruppe wurde nach der #ausgehetzt-Demonstration in München 2018 gegründet. Noch immer gehen die „Ordensfrauen für Menschenwürde“ für ihre Anliegen auch auf die Straße.

lich gewachsenen Entscheidung hängen, dass nur ein ehelos lebender Mann zum Priester geweiht werden kann? Warum können nicht endlich, um jeder Gemeinde die sonntägliche Eucharistiefeier mit einer Gemeinschaftserfahrung zu ermöglichen, Personen beiderlei Geschlechts aus der Gemeinde zu diesem Amt beauftragt werden – natürlich mit entsprechender Ausbildung?

ERINNERUNG. VERGEGENWÄRTIGUNG. GEMEINSCHAFT. GEGENWART JESU

Wir haben in unseren Gemeinschaften in den vergangenen Wochen dennoch Mahlfeiern erlebt, die jede Engführung auf die Eucharistiefeier gesprengt haben. Wir haben Brot und Wein geteilt und vielfältige Erfahrungen zeigen, dass darin Jesus Christus als präsent erlebt wurde. Beim Abendmahl gab Jesus seinen Freunden den Auftrag: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (1Kor 11,24-25). Dabei geht es um viel mehr, als um reine Erinnerung. Es geht um Vergegenwärtigung. [...] Entscheidend ist der unbedingte und unverfügbare Heilswille Gottes für alle Anwesenden.

So erfuhren wir uns im gemeinsamen Feiern immer wieder als Eingeladene und Beschenkte – nicht als „Macherinnen“. So fasste schließlich eine Schwester das gemeinsame Feiern zusammen: „Ich habe noch nie in so viele strahlende Gesichter schauen dürfen, die berührt und erfüllt von diesen Tagen und unserem Feiern waren. Für mich war der Geist des Auferstandenen sehr spürbar unter uns wirksam, der in uns und mit uns etwas Wunderbares wirkte.“

FÜLLE STATT LEERE

Im Nachhinein würde ich den Zeitpunkt des März/April-Lockdowns, der ausgerechnet die Kar- und Ostertage traf, als göttliche Pädagogik deuten. Gott wollte sagen: was sucht ihr mich in der korrekt gefeierten täglichen Eucharistie? Was sucht ihr mich in eingeschliffenen Gewohnheiten? Indem Maria Magdalena sich auf den „Gärtner“ einlässt, erlebt sie die Anwesenheit Jesu. Genauso erging es uns – wir haben Fülle statt Leere erlebt.

Hinter diese Erfahrungen können und wollen wir nicht zurück. Doch es wäre unrealistisch, zu denken, dass jetzt in unseren Gemeinschaften spektakuläre neue Dinge beginnen. Aus verschiedenen inneren und äußeren Gründen ist das nicht möglich. Dennoch will ich den Blick auf einige Hoffnungsfunken lenken:

- ▶ Nicht zu unterschätzen ist unsere Entschlossenheit, an diesen Erfahrungen dran zu bleiben. Der „Corona-Stresstest“ hat uns darin bestärkt, nicht nachzulassen in unserem Kampf für die Erneuerung der Kirche. So schrieb eine Ordensfrau unseres Teams: „Wie sehr wünsche ich mir, dass wir die lähmende Angst überwinden!“
- ▶ Es gibt (Haus-)Gemeinschaften, die statt der Eucharistie auswärts ein Gebet daheim gestalten, das als gemeinschaftsstiftend erlebt wird.
- ▶ Dem (persönlichen) Psalmengebet und der Stille wird mehr Aufmerksamkeit gewidmet und diese

manchmal kurzen Minuten mitten im Alltag bekommen so eine stärkere Kraft.

- ▶ Es werden nur solche Eucharistiefeiern mitgefeiert, die „ich mir selbst zumuten kann.“
- ▶ In Bildungs- und Exerzitienhäusern, die von unseren Gemeinschaften geleitet oder verwaltet werden, bestimmt die anwesende Gruppe, ob eine Eucharistiefeier „dran“ ist oder nicht. Oft wird dann ein Wortgottesdienst gemeinsam gestaltet. Dabei fungieren wir Schwestern als Moderatorinnen, Gottesdienstleiterinnen, Fachfrauen.
- ▶ Es werden bewusst andere Gottesdienstformen gesucht und geübt – beispielsweise Gottesdienste im Freien, Agapefeiern, Wallfahrten, „lebendige Adventskalender“ und vieles mehr.
- ▶ Zunehmend vernetzen wir uns als Einzelne oder als ganze Gruppe mit anderen, die ähnliche Ziele vertreten.

Daraus ergibt sich, dass wir mit Hoffnung und Erwartung auf die Prozesse des Synodalen Weges schauen. Eine Insiderin meinte, dass das Thema „Frauen“ in allen vier Foren des Synodalen Weges eine wichtige – vielleicht sogar die entscheidende – Rolle spielen. Wir erhoffen uns, dass die Kirche in Deutschland hier ein klares mutiges Wort spricht.

*** Mehr über die Gruppe „Ordensfrauen für Menschenwürde“ und ihre Forderungen unter www.gemeinde-creativ.de.**



FOTOS: INITIATIVE „ORDENSFRAUEN FÜR MENSCHENWÜRDE“

Dass ihr Text „Fülle in der Leere“ ein solch breites Echo erfährt, hätten die Ordensfrauen nicht geglaubt. Umso mehr motiviert sie der Zuspruch, weiterzumachen.

Gott im Lockdown finden

Von **Alexandra Hofstätter**

Redaktionsleiterin

„Wir hoffen, wir können Hoffnung machen“ – so hat man im Bistum Eichstätt eine Online-Plattform überschrieben, auf der sogenannte *Hoffnungsfunken* gesammelt werden. Die Aktion ist bereits im März gestartet, als im ersten Lockdown keine Gottesdienste mehr möglich waren und das kirchliche Leben vielerorts nahezu zum Stillstand kam. Die Projekte und Materialien, die seitdem gesammelt wurden, stehen

ten für kirchliches Leben gemacht haben. Als letzten Punkt nennen die beiden die Kommunikation. In der Corona-Krise seien viele Fragen und Verunsicherungen entstanden. Dafür wollte das Projekt ebenfalls Raum geben.

Das Projekt kommt an – bei den Verantwortlichen im Bistum Eichstätt, bei den Kolleginnen und Kollegen im Bischöflichen Ordinariat und vor allem in den Gemeinden. Christina Noe und Michael Kleinert haben in den vergangenen Monaten viel

storbenen beten kann. Zum Tag der Pflege gab es Material für eine spezielle Andacht, die die Arbeit und die Leistung des Pflegepersonals in der Krise würdigen sollte. Auch wenn einige dieser Impulse für bestimmte Anlässe gestaltet sind, so können sie jedoch auch in anderen Kontexten verwendet werden.

„Wir wollten dieses bunte, große, weite Gesicht von Kirche zeigen – alles, was sie ausmacht, von der Kirchenmusik über biblische Impulse bis zur diakonischen Dimension, Menschen, die Fragen haben, die Rat suchen“, erinnert sich Michael Kleinert. Und ziemlich genau nach diesen Punkten ist die Online-Plattform auch angelegt: man findet Gebete und Gottesdienstvorlagen für zu Hause, biblische und geistliche Impulse, es gibt Ratschläge und Tipps von Experten, hoffnungsschenkende Bibelstellen sind ebenso zusammengestellt wie Material für Eltern und Lehrer, um gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen gut durch

die Krise zu kommen. Viele Impulse stehen als Videoclips oder als Bilder zur Verfügung, andere sind als Texte gestaltet. Man kann auf fertige Gottesdienst- oder Gebetsmodelle zurückgreifen oder sich aus den verschiedenen Bereichen immer wieder kleinere Impulse zum Beten, Nachdenken und Nachspüren herausnehmen.

✳ **Mehr dazu unter www.gemeinde-creativ.de.**



noch immer online und sind eine wahre Fundgrube für all diejenigen, die auch unter Corona-Bedingungen die Arbeit in der Gemeinde am Laufen halten wollen.

Drei Ziele standen von Anfang an hinter der Idee – so haben es die Initiatoren, Christina Noe und Michael Kleinert vom Exerzitienreferat im Bistum Eichstätt, in einem Interview erläutert: man wollte Angebote machen, um trotz der teils schwierigen Situation Gottesdienste feiern und die eigene Gottesbeziehung stärken zu können. Andererseits sollte das Hoffnungsfunken-Projekt die Vielfalt der Kirche abbilden und das Engagement der vielen Gruppen und Einzelpersonen aufzeigen, die sich in der Corona-Pandemie auf die Suche nach neuen Wegen und Möglichkei-

Zuspruch erfahren, viel Dankbarkeit gespürt. Das hat sie motiviert, das Projekt weiterzuführen und auszubauen. Immer wieder haben sie auf sich ändernde Vorgaben und Situationen reagiert. Als beispielsweise im Frühjahr Beerdigungen nur noch mit sehr eingeschränkten Teilnehmerzahlen möglich waren, haben sie ein Begräbnisgebet eingestellt, das man als Familie Zuhause für den Ver-

Die Hoffnungsfunken aus dem Bistum Eichstätt geben ganz konkretes Material an die Hand, um auch in der Corona-Krise Glauben leben und weitergeben zu können. In unseren Gemeinden gibt es darüber hinaus viele weitere hoffnungsstiftende Projek-

te – die einen waren längst vor der Corona-Krise da, in den vergangenen Monaten sind jedoch zahlreiche neue hinzugekommen. Auf den folgenden Seiten stellen wir einige solcher Projekte vor – hoffnungsfrohe Nachahmung ausdrücklich erwünscht!

Ein Auftrag – nicht nur für Christen Schöpfung bewahren



FOTO: VRD / ADOBE STOCK

Die Themenpalette für das „Netzwerk Schöpfung“ ist groß: um Klimawandel soll es gehen, um die Zukunft der Landwirtschaft und Fragen des eigenen Lebensstils.

Von Christine Schaller und Anton Stegmair

Im Frühjahr 2018 informierte der Leiter der Abteilung Weltkirche im Bistum Augsburg, Anton Stegmair, Konferenzteilnehmerinnen und -teilnehmer der Außenstelle des Seelsorgeamtes Augsburg in Weilheim über das Thema „ökologische Spiritualität“ und Aktivitäten von christlichen Gemeinden dazu, was beim Dekan des Dekanats Benediktbeuern, Robert Walter, zum Resümee führte: „Wir müssen etwas tun!“

Allerdings erst ein Jahr später kam es aus diesem Impuls heraus zu einem ersten Umsetzungsschritt. Was tun? Wie? Wer macht mit? Christine Schaller, die Leiterin der Außenstelle, ergriff die Initiative und plante für den 18. November 2019 ein Podiumsgespräch zur Enzyklika *Laudato si'* in Weilheim, mit Anton Stegmair als Moderator.

Auf Wunsch von Stegmair wurde vorab ein Kennenlernetreffen mit den Teilnehmenden der Podiumsdiskussion vereinbart. Mit Vertretern der

Grünen Jugend aus Weilheim, von Greenpeace und des Bayerischen Bauernverbandes wurden dabei Schwerpunkte für das Podiumsgespräch geplant. Zufällig wurde bekannt, dass zur selben Zeit mit gleichem Thema eine Veranstaltung der evangelischen Kirche in Weilheim stattfinden sollte. Aufgegriffen wurde daraufhin ein Vorschlag von Anton Stegmair, zu einem „runden Tisch“ zur Enzyklika *Laudato si'* einzuladen. Die Kirche selbst sei nicht Spezialistin für die verschiedensten Themen zum Umweltschutz, aber sie könne mit ihrer Ausrichtung auf den Erhalt der Schöpfung Gottes eine neutrale Plattform für den Austausch sein, so Stegmair. Außerdem wollte man längerfristig am Thema dranhängen.

Vertreterinnen und Vertreter der Kirchen, von Greenpeace, von den Grünen (Fridays for Future), vom Bayerischen Bauernverband, aus der ökologischen Landwirtschaft und ein nachhaltig wirtschaftender Mühlenbesitzer waren der Einladung der Außenstelle für ein erstes Treffen im

Dezember 2019 gefolgt. Erste Ideen wurden für den „runden Tisch“ gesammelt: Klimawandel, Landwirtschaft, persönliches Handeln und Lebensstil sollten die Agenda bilden. Der Name des runden Tisches sollte „Netzwerk Schöpfung“ sein.

Wie sich herausstellte, hatte sich der Vertreter von Greenpeace noch nie mit einem Vertreter der Kirche oder die Vertreterin der Landwirtschaft noch nie mit einem Jugendlichen der Fridays for Future über diese Themen ausgetauscht. Selbst der Begriff „Schöpfung“ war manchem fremd. Alle jedoch waren sich einig: diese Runde bietet eine einmalige Chance! Ein geplantes Treffen Mitte April 2020 zum Thema „Landwirtschaft und Schöpfung“ machte der Lockdown durch die Corona-Pandemie zunichte.

Eine sehr traurige Nachricht erreichte im Juni 2020 den „runden Tisch“. Dekan Robert Walter war überraschend verstorben: „Der Motor ist nicht mehr dabei“. Angespornt von seiner großen Leidenschaft für das Thema ergriffen Stegmair und Schaller wieder die Initiative.

Noch ein Versuch: 6. November 2020. Auch diese Planung fiel leider dem „Lockdown ligh“ zum Opfer. Wie wahr und aktuell ist das Wort von Papst Franziskus in *Laudato si'*: „Alles hängt mit allem zusammen“. Ein kleines Virus in China legt die ganze Welt „lahm“. Keiner kann nur „Zuschauer“ sein. Das Thema „Bewahrung der Schöpfung“ wird für die Menschheit immer drängender. Als Christinnen und Christen möchten wir mit unserem runden Tisch Menschen zusammenbringen und aufrufen, sich für eine gute Zukunft einzusetzen. Wir hoffen, dass bald das erste Treffen auch stattfinden kann!



FOTO: CIRQUEDESPIRIT / ADOBE STOCK

Sichtbare Hoffnungsträger

Das gesellschaftliche Leben in einer Pfarrei muss nicht nur aus traditionellen, kirchlichen Terminen bestehen. Dass man auch mit innovativen Formaten die Weltchristen begeistern und sogar neue Mitglieder für seine Pfarrgemeinde gewinnen kann, zeigt eindrucksvoll ein Projekt aus Roding im Landkreis Cham (Diözese Regensburg).

Von Alexander Laube

Öffentlichkeitsbeauftragter des PGR in Roding

Dort hat sich der Pfarrgemeinderat an die Umsetzung einer Themenwoche gewagt. Den Anstoß gab das beliebte *Grandios*-Magazin der Diözese. Das Heft erscheint regelmäßig zu einem bestimmten Schwerpunkt. Das Thema „Hoffnung“ inspirierte den Rodinger Pfarrgemeinderat derart, dass man eine Woche lang im Juni 2018 täglich zu mindestens einer Veranstaltung einlud, die sich rund um die „Hoffnung“ drehte. Pfarrgemeinderatssprecher Martin Kellermeier und seine Kollegen stellten sich von Anfang an bewusst breit auf. „Unser Ziel war es, dass wir mit Weltchristen aus allen Gesellschafts- und Interessensbereichen ins Gespräch kommen“, sagt Kellermeier.

Wie vielfältig Hoffnung sein kann, zeigte sich an der Bandbreite der Veranstaltungen, die von einer Podiumsdiskussion mit jungen Menschen über eine Bilderausstellung im Rathaus und ein Hoffnungsfeuer bis hin zu Vorträgen und einem Konzert reichte. „Wir waren von

den Besucherzahlen überwältigt“, so Kellermeier. Der Rodinger Pfarrgemeinderat hat sich bei der Durchführung der Hoffnungswoche nicht nur auf eigene Kräfte verlassen. Schnell knüpfte man Kontakte zur örtlichen Wirtschaft, die Spendengelder zur Verfügung stellte. Um möglichst viele Menschen zu erreichen, setzte der Pfarrgemeinderat, der seit dieser Periode einen eigenen Öffentlichkeitsbeauftragten hat, verstärkt auf Marketing. Neben Flyern und Plakaten wurde ein Kinospot produziert, der mit seiner lockeren Aufmachung vor allem junge Weltchristen ansprechen sollte. Der Pfarrgemeinderatssprecher weiß, dass der finanzielle Spielraum einer jeden Pfarrei begrenzt ist. Umso wichtiger war es ihm und seinem Gremium, dass man die Themenwoche komplett durch Spendengelder finanzieren konnte. Kellermeier: „Wäre die Aktion gefloppt, hätten wir damit nicht unnötig die Finanzen unserer Pfarrei belastet.“

Auch die örtlichen Vereine waren eingebunden. So pflanzte beispielsweise der Obst- und Gartenbauverein an jedem Tag in einem anderen Stadtteil einen „Hoffnungsbaum“,



FOTOS: ALEXANDER LAUBE

Auch die Vereine waren eingebunden: an fünf Tagen pflanzte der Obst- und Gartenbauverein „Hoffnungsbäume“ als langlebige Zeichen der Themenwoche.

der von einem Geistlichen im Rahmen der Pflanzung gesegnet wurde. „Diese Bäume sind noch heute sichtbare Zeichen unserer Hoffnungswoche“, freut sich Kellermeier.

Ein großer Fan der Hoffnungswoche war und ist der Rodinger Pfarrer Holger Kruschina. Er ließ seinem Pfarrgemeinderat bei der Durchführung und der Organisation der Hoffnungswoche freie Hand. „Diese Woche hat gezeigt, wie vielfältig das Leben in unserer Gemeinde ist. Gleichzeitig wurde deutlich, wo wir Christen in unserer Gesellschaft aus dem Glauben heraus überall Hoffnungsstifter sein können“, sagt Kruschina. Neben der positiven Außenwirkung habe man gleichzeitig Gutes getan, freut sich der Pfarrer. Mit dem Erlös der Hoffnungsgala, die den Höhepunkt und Abschluss der Hoffnungswoche bildete, wurde das Schicksal eines jungen Mannes aus dem Landkreis Cham unterstützt, der aufgrund einer Behinderung in seinem Alltag eingeschränkt ist. „Wir erinnern uns noch heute an seine strahlenden Augen, als wir ihm den Spendenscheck überreichen konnten“, sagt Pfarrgemeinderatssprecher Martin Kellermeier.



Die Hoffnungsgala auf dem Kirchplatz bildete Abschluss und Höhepunkt der Hoffnungswoche. Pfarrgemeinderatssprecher Martin Kellermeier (links) kam dabei unter anderem mit Chams Landrat Franz Löffler ins Gespräch und fragte, was ihm Hoffnung mache.

„Gott ist nicht katholisch“

Menschen urteilen, haben jedoch nicht die Spur einer Ahnung: immer wieder trifft man auf dieses Phänomen. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit anderen Religionen. Gerade dieser Tage blühen die Vorurteile gegenüber Bürgern jüdischen oder muslimischen Glaubens. Interreligiösen Projekten kommt deshalb eine wachsende Bedeutung zu. In Würzburg initiierte die Theologin Monika Berwanger vor zwei Jahren ein solches Projekt. „Miteinander suchen, voneinander lernen“ heißt ihr Gesprächskreis. Er kann Pfarreien als Vorbild dienen.

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Bayernweit greift Rechtsextremismus um sich. Dem Verfassungsschutz zufolge sind im Freistaat inzwischen fast 2.400 Personen der rechtsextremistischen Szene zuzurechnen. Diese Menschen hetzen im Internet gegen Flüchtlinge und Bürger, die ursprünglich aus einem anderen Staat kommen. In ganz Deutschland steigt außerdem die Zahl der antisemitischen Straftaten. Aber auch islamistische Delikte häufen sich. Vor kurzem erst kam es zu einem Anschlag in Nizza, einer in Wien folgte. Viele Medien berichteten. Die feindselige Haltung gegenüber Muslimen droht dadurch weiter zu wachsen.

Sachliche Berichte über den Islam schaffen es dagegen kaum auf die Titelseite einer Zeitung. Auch daran liegt es, dass wir wenig voneinander wissen. Monika Berwanger hat es seit jeher gereizt, zu erfahren, wie Menschen leben, die anders als sie selbst aufgewachsen sind. Vor allem fremde Religionen fand sie schon immer faszinierend. 2015, als die ersten Flüchtlinge zu den Würzburger Erlöser-schwestern kamen, war sie sofort bereit, sich ehrenamtlich für die neuen Bürger zu engagieren. Dadurch kam die promovierte Theologin intensiv mit Muslimen in Kontakt.

ANGSTFREI AUFEINANDER ZUGEHEN

Es gehört ein Quantum Neugier und es gehört Offenheit dazu, um in einen interreligiösen Dialog einzutreten. Wer Angst hat, dass der eigene Glaube dadurch möglicherweise in

Frage gestellt wird, ist für einen solchen Dialog nicht gut geeignet. Monika Berwanger kennt diese Angst nicht. Eine Religion, sagt sie, sei nicht besser als eine andere: „Und Gott ist nicht katholisch, evangelisch, jüdisch oder muslimisch.“ Eine solche Haltung macht es möglich, sich auf verschiedene Vorstellungen über Gott einzulassen. Genau dies geschieht in Berwangers Gesprächskreis „Miteinander suchen, voneinander lernen“.

Monika Berwanger ist sich der Unmöglichkeit bewusst, die Wahrheit zu erkennen. Gerade deshalb findet sie es spannend, gemeinsam auf Wahrheitssuche zu gehen. Oft geschieht dies in ihrem Gesprächskreis dadurch, dass sie eine provoka-

tive Frage in den Raum stellt: „Wer ist Gott?“ oder „Welche Farbe hat Gott?“ Acht bis 18 Interessierte im Alter zwischen 20 und 80 Jahren nehmen an den Dialogen teil. Berwanger gelang es, Menschen aus Syrien, Eritrea und Äthiopien um sich zu versammeln. Eine einheimische Seniorin sagt von sich, sie sei Atheistin. Ein Mann jüdischen Glaubens nimmt teil und auch „ein Student, der keiner Religionsgemeinschaft angehört.“

Nie geht es darum, eine Religion zu propagieren oder überhaupt für ein religiöses Leben zu werben. Ziel ist einzig, sich gegenseitig kennen zu lernen und einen Raum zu eröffnen, der es möglich macht, sich friedlich mit dem Thema „Religion“ zu beschäftigen. Immer wieder, schildert Berwanger, kommt die Gesprächsrunde auf Aspekte, die mit „Freiheit“ oder „Unfreiheit“ zu tun haben. Die jeweilige Religion, aber auch die Kultur, in der jemand lebt, können für unterschiedliche Zwänge sorgen. So ist im Islam festgelegt, was Frauen dürfen. Und was ihnen verboten ist. Genauso hat aber auch die christliche Religion Elemente, die als Zwang empfunden werden.



FOTO: PAT CHRIST

Monika Berwanger bringt mit ihrem Projekt „Miteinander suchen, voneinander lernen“ Christen, Muslime, Juden, Atheisten und Areligiöse miteinander in Kontakt.

Letzte Wünsche wahr werden lassen mit dem Wünschewagen „Freude spürt man schon, trotz der Trauer“

Noch ein letztes Mal ans Meer, in die Berge oder zum eigenen Pferd auf die Koppel: Das macht der Wünschewagen für schwerkranke Menschen möglich. Ihn gibt es in ganz Deutschland, in Bayern sind drei Fahrzeuge im Einsatz. Worum es dabei geht, wer die Wunscherfüller sind und welche Wünsche schon erfüllt wurden, davon handelt dieser Beitrag.



Der Wünschewagen erfüllt Menschen, die nicht mehr viel Zeit haben, Herzenswünsche. Manche wollen noch einmal zurück ins alte Heim.

Von Diana Schmid

Freie Journalistin

Jeder kennt das, man hegt bestimmte Herzenswünsche. Dinge, die man einmal erleben und für sich realisieren möchte. Die meisten von uns schieben das schon mal vor sich her. Man hat ja noch jede Menge Zeit dafür. Schwerkranke Menschen haben auch solche Wünsche. Doch sie wissen, dass nicht mehr viel Zeit auf ihrer Lebensuhr steht. Ihre Herzenswünsche drängen umso sehnlicher, wollen erfüllt werden. Hier tritt der „Wünschewagen“ auf den Plan, ein ehrenamtliches Projekt des Arbeiter-Samariter-Bundes Deutschland e.V. (ASB).

KRANKENTRANSPORTWAGEN MIT HERZ

Der Wünschewagen ist ein Krankentransportwagen, eigens für die Bedürfnisse schwerstkranker Menschen

ausgerüstet. Diese kommen etwa aus Palliativstationen, aus Heimen oder auch von zu Hause. Sie sind Fahrgäste, keine Patienten. Jennifer Zeller ist die Projektkoordinatorin vom Wünschewagen München-Oberbayern. Für das Fahrzeug in München erklärt sie, dass der Wagen nach dem Bayerischen Rettungsdienstgesetz besetzt werden muss. Vorne also mit mindestens einem Fahrer. Der muss im Besitz eines Führerscheins sein und einen aktuellen Erste-Hilfe-Kurs haben. Weil auch mit Kindern gearbeitet wird, müssen alle Ehrenamtlichen zudem ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis ohne Eintrag vorweisen.

Im Fahrgastraum hinten, wo die Fahrtrage und der Stuhl sind, muss mindestens ein Rettungssanitäter an Bord sein. Das stellt die Grundbesetzung dar, wenn ein Fahrgast und dessen Begleitperson an Bord kommen. Den Initiatoren vom ASB

war nicht nur die medizinische Perspektive wichtig, der Fahrgast sollte auf dem Weg zur Wunscherfüllung auch eine angenehme Atmosphäre erleben können. Ein Fahrzeug wurde eigens angeschafft. Innen mit einem Panoramafenster, durch das der liegende Fahrgast alles sehen kann – doch blickdicht von außen. Der Sternenhimmel oben an der Decke soll gerade bei Fahrten im Dunkeln eine schöne Atmosphäre vermitteln. Es wird alles fürs Wohlbefinden des Fahrgastes getan. Dazu gehört auch die Spezialliege, die Erschütterungen während der Fahrt abfedert. Innen sieht man auch nicht die sonst üblichen medizinischen Gerätschaften. Es ist zwar alles an Bord, aber eben hinter Blenden versteckt. Das einzig Sichtbare ist der Notfallkoffer.

VON DER BERGSPITZE BIS ZUM FUSSBALLFELD

Das Projekt existiert seit 2014. Bundesweit sind 23 Wünschewagen unterwegs. Im Netzwerk und in den unterschiedlichen Regionen unterstützt man sich. In Bayern gibt es mit Kaufbeuren, Erlangen und München drei Standorte, wovon jeder seinen eigenen Wünschewagen hat. Die Fahrer, Rettungssanitäter und Ärzte machen das alles in ihrer Freizeit, unentgeltlich und ehrenamtlich. Das Team in München zählt 38 Ehrenamtliche. Lediglich bei der Position von Jennifer Zeller handelt es sich um eine hauptamtliche Stelle.

Die Wünsche reichen vom Theaterbesuch übers Schwimmbad bis zum Heimkehren zu Familienfeiern. Der Wünschewagen ist für jedes

Alter da. Jennifer Zeller berichtet von einem zweijährigen Fahrgast und großen Feuerwehrfan. Mit ihm habe das Team eine Feuerwache besucht; ganz happy sei er gewesen, als er auf der Hebebühne bis ganz nach oben mitfahren durfte. Dann der 97-jährige Mann, dem es ermöglicht wurde, auf einer Familienfeier mit dabei zu sein. Ein Wunsch könne auch darin bestehen, kurz noch einmal in die eigene Wohnung zurückzukehren, bevor es ins Hospiz geht. Für „Disney on Ice“ oder „Bibi und Tina“ habe es ebenso Anfragen gegeben wie für den Münchner Zoo oder einen Biergartenbesuch mit der Familie im Kloster Andechs. Dabei würden die Fahrgäste sich nie selbst bei der Initiative melden. Die Angehörigen oder auch der Pflegedienst melden die Wünsche an. Vor den Fahrten muss der behandelnde Arzt den Gesundheitszustand beurteilen.

Am Tag dieses Interviews begleitete Jennifer Zeller dann noch eine angemeldete Wunschfahrt zur Beerdigung eines Sohnes. In nächster Zeit soll eine andere Fahrt wiederum zur Hochzeit einer Tochter gehen. Aktuell hat sie noch eine Anfrage hereinkommen mit dem Wunsch nach einem kurzen Urlaub, um über Nacht irgendwo mit dem Ehepartner zu sein. „Freude spürt man schon, trotz der Trauer“, so Zeller. Die Fahrgäste seien am Tag ihrer Wunscherfüllung oft in solcher Vorfriede und Euphorie, dass sie nicht die üblichen Schmerzmittel bräuchten. Viele wollen ihren Lieblingsverein nochmals spielen sehen. So hätte schon der TSV 1860 München/Die Löwen auf dem Wunschzettel gestanden. Die Spieler erlebte sie „so toll und engagiert, vom Erstkontakt bis zum Besuch beim Spiel“. Den Schal, den man dem Fahrgast schenkte, habe dieser mit ins Grab genommen.

Sehr oft hätten die Wünsche der sterbenskranken Menschen auch mit der Natur zu tun, so Petra Linné, Leitung Kommunikation beim ASB Regionalverband München/Oberbayern. Themen wie Berge, Wasser und Weite spielen eine Rolle: „Viele Menschen möchten einfach noch einmal die Weite der Natur erleben und erspüren. Sie saugen diese Weite und den Himmel förmlich in sich auf.“ Davon erzählt auch die Website der



Leiten das Projekt „Wunschewagen“: Jennifer Zeller und Wolfgang Zettl.

Initiative, die erfüllte Wünsche auflistet: Zurück in den eigenen Garten, einen Blick über den Chiemsee werfen, ein Blick hinab von der Zugspitze.

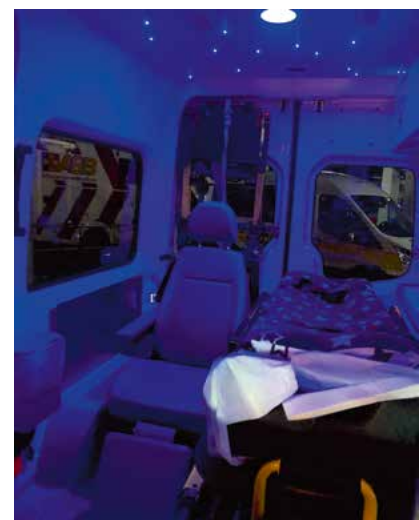
Ein Kind wollte zum sechsten Geburtstag nach Hause. Es lebte nicht mehr daheim, sondern im Kinderhaus AtemReich. Dort werden Kinder betreut, die nicht mehr in der Lage sind, selbstständig zu atmen. Die Beschaffenheit des Wunschewagens und seine medizinisch-qualifizierte Besatzung erlaubt es, solche Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Das Team hatte den Jungen abgeholt, die medizinisch benötigten Geräte im mit bunten Luftballons geschmückten Wunschewagen verstaut und ihn nach Hause gebracht. Dort konnte er seinen Geburtstag feiern.

BLICK ZURÜCK UND BLICK VORAUSS

Natürlich trifft die Corona-Pandemie auch die Wunschewagen-Initiative. Die Fahrten mussten zu Beginn der Pandemie komplett gestoppt werden, ganze zwei Monate seien keine Fahrten angenommen worden, so Zeller. Geplante Fahrten mussten abgesagt werden – viele der Menschen seien zwischenzeitlich verstorben. Anfang Juni 2020 durfte es vorerst weitergehen. Gefahren wurde dann sogar unter verschärften Bedingungen, im Fahrzeug hätte man Masken auf und alle Mitfahrenden müssten einen negativen Corona-Test nachweisen. Vorher hatten ein Transportschein bzw. ein ärztliches „Okay“ ausgeht.

Das Desinfizieren und Reinigen des Fahrzeuges würden Mehraufwand verursachen, aber das Team würde die Fahrten trotzdem gern bestreiten. Zum Zeitpunkt des Interviews, Anfang November 2020, habe es keine Anfragen gegeben und gleichzeitig wären nur noch solche machbar, die nach draußen ins Freie gehen. Auch Zeller fährt ehrenamtlich manche Touren mit. Für sie ist der Wunschewagen insgesamt eine dankbare Aufgabe: „Man bekommt so viel zurück, schon am Telefon merkt man das. Die Leute sind so herzlich, das berührt.“

* Mehr zum Wunschewagen-Projekt unter www.gemeinde-creativ.de.



FOTOS: ASB-REGIONALVERBAND MÜNCHEN/OBERBAYERN

Der Wunschewagen ist ein speziell eingerichteter Krankentransportwagen – auf den ersten Blick sieht man ihm das aber gar nicht an. Drinnen wird alles für's Wohlbefinden des Fahrgastes getan – ein Sternenhimmel an der Decke soll gerade bei Fahrten im Dunkeln eine schöne Atmosphäre vermitteln.

Verantwortung von Seelsorge auch in erschwerten Zeiten wahrnehmen

Vor allem seelische Unterstützung

Als Anfang 2020 das Corona-Virus um sich griff, mussten vielerorts Gemeindebereiche stillstehen. Andere Wege waren gefragt, um Menschen zu erreichen. Es gibt positive Beispiele, wie das geschafft wurde. Doch oft wurde zurückgefahren, ausgesessen, wenig initiiert. Im Bereich der Seelsorge ist es in solch einer Phase wichtiger denn je, verstärkt auf Empfang zu sein. Was braucht es dazu und kann das überall gelingen?

Gemeinde creativ: Herr Beck, Sie sind seit mehr als 20 Jahren als Seelsorger für Krisen- und Notfallbelange tätig. Hatten Sie in der anfänglichen Corona-Zeit als Seelsorger noch mehr um die Ohren?

Christian Beck: Zum einen hatte ich weniger zu tun, weil viele ab März 2020 geplante Gemeindeprojekte abgesagt werden mussten. Zum anderen hatte ich mehr zu tun, da in der Klinikseelsorge der Bedarf an Gesprächen gestiegen ist. Nach anfänglicher Schockstarre kontaktierten mich auch mehr Menschen für eine Krisenbegleitung.

Seelsorge ist immer ein Arbeiten in Ausnahmesituationen. Haben Sie Seelsorge in der Corona-Zeit als doppelte Ausnahmesituation erlebt?

Natürlich war und ist die Corona-Krise auch für die Seelsorge ein Ausnahmezustand. Dass das reguläre Programm in der Gemeindegeseelsorge nicht oder nur sehr eingeschränkt stattfinden kann, ist eine absolute Ausnahme.

Mehr noch macht sich die Ausnahmesituation aber im Schwerpunkt meiner Arbeit, der Einzelseelsorge, bemerkbar. Dies wieder in doppelter Hinsicht, wenn ich auf die Klinikseel-

sorge schaue. Zum einen wurde zum Beispiel die Belegkapazität im Klinikum Sonneberg sukzessive von 200 auf 20 Betten heruntergefahren. Das versetzte uns Klinikseelsorger in die Lage, alle Patienten zu besuchen, was sonst mit einer halben Stelle nicht möglich ist. Zum anderen litten gerade diese verbliebenen Patienten enorm unter dem Besuchsverbot und wir waren die einzigen Ansprechpartner, die ihnen blieben.

Dann kam eine neue Aufgabe für mich dazu: die Leitung des Regio-med-Krisenteams für den ganzen Landkreis Sonneberg (Anmerkung der Redaktion: Regio-med ist ein Klinikkonzern in nordbayerischen und südthüringischen Landkreisen), um die Mitarbeiter in Kliniken, Altenheimen, medizinischen Versorgungszentren und im Rettungsdienst zu begleiten und zu stärken.

Sie haben Corona-Rundmails ins Leben gerufen. Was hat es damit auf sich?



FOTO: PRIVAT

Christian Beck

Christian Beck aus Schalkau ist Diplom-Theologe und Therapeutischer Seelsorger, er begleitet Menschen in Lebenskrisen aller Art und bildet Notfallseelsorger aus. Er ist Gemeindefereferent in St. Stefan in Sonneberg im Bistum Erfurt. Außerdem arbeitet er als Klinikseelsorger in Sonneberg, Neuhaus am Rennweg und Hildburghausen. Im Interview berichtet er von seiner Tätigkeit als Seelsorger in der Corona-Ausnahmezeit.

Ich bin Trainer Emotionaler Kompetenzen (TEK). Im März 2020 begann ein neuer Kurs. Nach zwei von zwölf Treffen mussten wir den Kurs unterbrechen. Es entstand ersatzweise ein reger Austausch per E-Mail. Ich fand es dann spannend, diese E-Mails einem weiteren Kreis von Interessenten zur Verfügung zu stellen. Die erklärte Absicht der Corona-Rundmails ist es, vorwiegend die positiven Aspekte der Corona-Krise unter ganz verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten. Bis November 2020 sind 70 Corona-Rundmails erschienen.

Wie kamen diese Corona-Rundmails an, wer waren die Empfänger?

Zunächst war der aktuelle TEK-Kurs Empfänger, dann schickte ich nach circa 18 Rundmails eine Mail probe-weise einem erweiterten Empfängerkreis zu. Daraufhin abonnierten viele die Rundmails. Die Mails kommen meist sehr gut an, weil sie sich zum einen sehr grundsätzlichen Lebensfragen stellen, vieles deutlich machen, auf was es gerade jetzt ankommt, und zum anderen auch Entwicklungen kritisch begleiten. Interessierte können gerne Kontakt mit mir aufnehmen.

Haben Sie Tipps, wie man selbst im Shutdown seine Gemeindeglieder noch erreichen und die Seelsorge aufrecht-erhalten kann?

Ich bin sehr zurückhaltend mit Tipps, denn wichtig ist, die Situation vor Ort genau zu analysieren, um zu sehen, wo Seelsorgebedarf ist. Manche Gemeinden haben sehr viele und neue Formen angeboten, die nicht alle angenommen wurden. Anderen ist es gelungen, mit internetbasierten Angeboten Menschen zu erreichen. Vieles hängt von der Altersstruktur der jeweiligen Gemeinde ab und davon, wie rege auch sonst das gemeindliche Leben ist.

Im Bistum Erfurt hatten wir, weil es zum Freistaat Thüringen gehört, teils mehr Möglichkeiten als in Bayern, um noch Präsenzangebote zu machen. Zum Beispiel kamen seit Juni 2020 unsere Vorträge in der Erwachsenenbildung sehr gut an, die wir in die Kirche verlagert haben. Am allerwichtigsten ist für mich, dass Seelsorger gerade jetzt für Einzelbegleitungen zur Verfügung stehen und immer wieder signalisieren, dass sie in der Situation für Sorgen und Nöte

der Menschen ansprechbar sind. In unseren Gottesdiensten ist es uns wichtig, angesichts der um sich greifenden Angst Hoffnung und Mut zu verbreiten.

Wie gelang Ihnen die Ausweitung Ihrer Klinikseelsorge in Sonneberg und Neuhaus am Rennweg?

Meiner evangelischen Kollegin und mir war von Anfang an klar, dass wir mit unserem seelsorgerlichen Besuchsdienst auf jeden Fall weitermachen würden, dass dieser jetzt besonders wichtig ist, da Besuche nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich sind. Das ist für uns die Verantwortung von Seelsorge. Das ging bei uns, weil wir beide uns weder zurückgezogen, noch Angst vor Corona haben. Und weil unser Klinikdirektor die Notwendigkeit von Seelsorge sieht. Menschen brauchen gerade in dieser Zeit nicht nur körperlich-medizinische Betreuung, sondern seelische Unterstützung.

Hat das aus Ihrer Sicht mit dem Stellenwert von Seelsorge oder dem Bundesland zu tun?

Bei einer kürzlichen Videokonferenz der Klinikseelsorger im Bistum

Erfurt konnten erstaunlicherweise alle berichten, dass Seelsorge weiterhin möglich war. Von bayerischen Kollegen habe ich gehört, dass selbst die Klinikseelsorge von Krankenbesuchen teils ausgeschlossen wurde. Ich denke, es ist wichtig, innerhalb des Krankenhauses daran zu arbeiten, dass die Seelsorge ein gleichwertiges Angebot neben der medizinischen und pflegerischen Versorgung ist. Menschen bestehen aus Körper, Seele und Geist. Schon der Philosoph Sokrates (+ 399 v. Chr.) wusste: „Leidet der Körper, muss die Seele mitbehandelt werden.“ Mehr denn je gilt, Überzeugungsarbeit zu leisten, dass Menschen die Sorge für die Seele brauchen. Dankenswerterweise hat die Corona-Krise in vielen Kliniken das schon bewirkt. Laut Infektionsschutzgesetz muss dem Seelsorger Zugang zum Patienten gewährt werden. Das können auch politische Verordnungen nicht aushebeln. Ich wünsche mir, dass die Kirchen das beim Staat durchsetzen.

*** Mehr zum Thema lesen Sie unter www.gemeinde-creativ.de.**

Das Interview führte Diana Schmid.

”

Furchtlos nach vorne schauen

„Wenn ich ganz ehrlich sein darf: Mir hat sich bei manchen bzw. vielen Menschen nicht erschlossen, warum sie solch große Angst vor dem Corona-Virus haben, wengleich sie doch angesichts unseres christlichen Glaubens wissen können, dass Gott selbst Leid und Not wandeln kann; ja mit dem Blick auf Jesu Scheitern am Kreuz das Krisenhafte unseres Lebens ein existenzieller Bestandteil unseres Lebens ist. Wir Christen haben eine Hoffnung, die über den Tod hinausreicht. Darum brauchen wir selbst vor Krankheit und Tod keine Angst zu haben. Deshalb möchte ich, ohne die Corona-Krise zu leugnen, den Menschen lieber von Hoffnung, Dankbarkeit, Zufriedenheit und Gelassenheit erzählen, die es, auch angesichts dieser Zeit, trotzdem gibt.“

Vielleicht steht hinter der Angst vor Corona die noch größere Angst, sich den wirklich wichtigen Sinnfragen des Lebens stellen zu müssen. Corona offenbart uns, dass wir oft ein Leben führen, das sehr an der Oberfläche bleibt. Wer tiefer gründet, der wird zuversichtlicher sein, dass die Krise ein Angebot ist, unser Leben grundsätzlich zu überdenken und in der Welt manches, was im Argen liegt, endlich zu verändern. So was fängt immer bei mir selbst an! Dieses Nachdenken über den Sinn meines Lebens kann mir niemand, auch die Politik nicht, abnehmen.“

Christian Beck

“



Eine verwegene Hoffnung

Dr. Tobias Kläden

Von Tobias Kläden

Stellvertretender Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) in Erfurt

Die Corona-Pandemie hat vielen Menschen viel abverlangt und wird das auch zukünftig noch tun. Natürlich sind dabei nicht alle Menschen gleich betroffen, und langfristig gesehen gab es selbstverständlich schon früher Krisen mit noch deutlich schwerwiegenderen Folgen – und es wird sie auch in der Zukunft geben (man denke beispielsweise nur an die Klimakrise).

Das alles ändert aber nichts daran, dass viele Menschen überall auf der Welt schweres Leid und Entbehrungen durch das Corona-Virus ertragen müssen.

Es sind nicht nur die gesundheitlichen und die wirtschaftlichen Auswirkungen der Pandemie, die uns zu schaffen machen, sondern auch die psychologischen: Angst und Kontrollverlust leiten uns derzeit ganz massiv. In dieser Situation sind die Kirchen, sind die Christinnen und Christen herausgefordert – aber wie? Kann der christliche, kann der biblische Glaube in der Zeit der Corona-Krise Hoffnung geben, die nicht platt vertröstet, von oben herab belehrt oder einfach zynisch ist? Was spendet uns Trost?

„Gott hat uns nicht den Geist der Furcht gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“, heißt es im zweiten Brief an Timotheus (2 Tim 1,7). Statt uns vom Geist der Furcht bestimmen zu lassen, sind wir aufgefordert, aus dem biblischen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit zu leben. Damit ist keine Sorglosigkeit oder

Leichtfertigkeit gemeint, sondern die Gelassenheit, die um die Grenzen aller menschlichen Möglichkeiten weiß und ihren Mut aus dem Vertrauen auf den je größeren Gott schöpft. Der Geist der Liebe ruft auf zur Solidarität mit denen, die besonders unter der Pandemie leiden, und den durch sie anwachsenden Ungleichheiten – auch über die Grenzen unseres Landes hinaus.

Christliche Hoffnung macht sich fest an Gott, der sich seiner Schöpfung ultimativ zuwenden wird. Das ist die Aussage der Eschatologie, der Lehre von den „letzten Dingen“, also dem, worauf es letztlich ankommt: dass Gott in der Auferweckung des Gekreuzigten protestiert gegen die lebenszerstörerischen Mächte – seien sie von den Menschen mitgewirkt oder der menschlichen Einflussnahme entzogen. Es ist die trotzig Hoffnung, dass Gott sich das letzte Wort nicht nehmen lassen wird, dass er auch die vielen Opfer der Corona-Pandemie am Ende nicht verloren sein lässt.

Biblisch gesehen ist die Krise eigentlich der Normalfall: der jüdisch-christliche Glaube wurde in Krisen und Katastrophen gelernt. Lernen wir unseren Glauben neu in dieser Krise? Wie werden wir einmal auf die Corona-Krise zurückschauen? Im idealen Fall wird die Krise nicht nur eine vorübergehende Störung des Systems gewesen sein, die so bald wie möglich in die alte (oder „neue“) Normalität zurückführt. Meine Hoffnung ist, dass die Krise neue, nachhaltigere und gerechtere Formen unseres Zusammenlebens hervorbringen wird. Eine verwegene Hoffnung, die ich mir nicht nehmen lasse...

Konzil – Synode – Synodaler Weg

Das Ringen um die Zukunft

Von Sepp Rottenaicher

Teilnehmer der Würzburger Synode

„In der täglichen Ausübung unseres apostolischen Hirtenamtes geschieht es oft, dass bisweilen Stimmen solcher Personen unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber nicht genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge, noch ein kluges Urteil walten lassen. Sie meinen nämlich, in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Untergang und Unheil zu erkennen.“ – mit diesen markigen Worten eröffnete Papst Johannes XXIII. am 11. Oktober 1962 das Zweite Vatikanische Konzil. Das Konzil brachte bis 1965 18 Dokumente hervor, die zumeist mit großer Stimmmehrheit von den gut 2.500 Konzilsvätern verabschiedet worden waren. Doch während und vor allem nach dem Konzil war nicht alles Sonnenschein. Etliche Bischöfe um den traditionalistischen Erzbischof Marcel Lefebvre trugen die Beschlüsse nicht mit.

Es war eine bewegte Zeit: Das Konzil war zu Ende, die Liturgiereform und der Aufbau von Laienstruk-

turen in Pfarrgemeinden, Dekanaten und Diözesen lief nicht immer reibungslos. Studentenrevolten prägten das Bild in den Hochschulen, auch in theologischen Lehrsälen. Der BDKJ-Hauptausschuss fasste den mutigen Beschluss, zur Umsetzung der Konzilsdokumente solle auf dem Gebiet der damaligen Bundesrepublik eine gemeinsame Synode eingerichtet werden. Am 21. Januar 1971 konstituierte sich die Würzburger Synode. Offiziell dauerte sie bis November 1975. Dazwischen lagen mühsame und nicht selten konfliktreiche Jahre für die Synodalen: Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien. Und doch: Hoffnung und Zuversicht bestimmten die Beratungen – und waren in den Pfarrgemeinden allerorten sichtbar. Die *Ecclesia semper reformanda*, der Wille zur Veränderung bestimmte das Denken und Handeln von Klerikern und Laien dieser Zeit.

MEIN WEG IN DIESER ZEIT

Die Synode war für mich eine Zeit, die mich zeitlebens tief geprägt hat. Ich erlebte Kirche nicht als Gegenüber von Amtsinhabern und Gläubigen, sondern als gemeinsames Volk

Gottes unterwegs, als ehrlich um den rechten Weg ringende Bischöfe, tief fromme Christen in Talaren, Ordenstracht oder Zivilkleidung; konservativ Ängstliche und progressiv Drängende. So wie die Konzilsdokumente, so sind auch die Ergebnisse der Würzburger Synode eine Zeitansage, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums neu zu deuten, ohne dem Zeitgeist nachzulaufen. Die Würzburger Synode hat viel verändert und sie hat über die Synodenaula hinaus in die Gesellschaft hineingewirkt. Heute steht die Kirche in Deutschland wieder vor großen Fragen und Herausforderungen. Der Synodale Weg soll Antworten finden.

WIE GEHT ES WEITER?

Der Blick auf die Kirchengeschichte zeigt, dass es immer Veränderungen der äußeren und inneren Formen des kirchlichen Lebens gab. Beispiele: auf die gotischen Kathedralen folgten barocke, Rokoko- und Renaissance-Stile bis hin zu modernen Bauten. Auch die Orden haben stets auf sich verändernde gesellschaftliche Verhältnisse reagiert und ihr Handeln den Notwendigkeiten der jeweiligen Zeit angepasst. Ebenso die Kirchenmusik, die religiöse Kultur bis hin zu den verschiedenen Gottesdienstformen in der Weltkirche. Einheit in Vielfalt, das bedeutet für unsere Kirche in Zukunft noch viel mehr dezentrale Entscheidungsmöglichkeiten, verschiedene priesterliche (Lebens-)Formen, Leitungsstile und schließlich volle Teilhabe von Frauen.

Mir ist um die Zukunft unserer Kirche nicht bange. Angst wäre der schlechteste Ratgeber. Schließlich sind wir Menschen alle – ob Kleriker oder Laien – im Vertrauen auf Gott und sein Wirken nicht die letzte Instanz. Deshalb ist mir der Rat von Georg Moser, ehemaliger Bischof von Rottenburg-Stuttgart, aus der Zeit der Synode eine wichtige Lebensweisheit: „Gelassenheit gehört für uns Christen zu den Früchten der Erlösung“



FOTOS: KNA-BILD

Die erste Synodalversammlung hat im Januar 2020 noch regulär stattgefunden. Hier der Blick durch ein gelochtes Metallkreuz auf die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an langen Tischen bei den Beratungen der Synodalversammlung am 31. Januar 2020 im Dominikanerkloster in Frankfurt.

Lübecker Projekt *#liveline* kann Impulse für bayerische Gemeinden geben

Immer ein wenig lächeln

Das Internet reicht bis in die entferntesten Teile eines Landes. Und weit darüber hinaus. „Bei uns schalten sich Menschen aus Oslo oder Teneriffa zu“, erzählt Katja von Kiedrowski. *#liveline* nennt sich das digitale Gottesdienstprojekt, das die Lübecker Pastorin beim Ausbruch der Corona-Krise zusammen mit ihrem Mann Heiko sowie vielen Freiwilligen entwickelt hat. Mit *#liveline* wollten die Lübecker Protestanten Menschen in der Krise Hoffnung geben und sie bei den anstehenden Veränderungen gut begleiten.



FOTO: JAKOB GUTSCHE

Junge Leute engagieren sich in Lübeck vor und hinter der Kamera für das Projekt *#liveline*.

Von Pat Christ

Freie Journalistin

Am Anfang der Pandemie musste eine ganz schöne soziale Durststrecke überwunden werden. Kontakte waren auf ein absolutes Minimum beschränkt, soziale Treffpunkte geschlossen. Selbst Gottesdienste durften nicht mehr live gefeiert werden. „Uns war spätestens Anfang März klar, dass die Situation nun ernster zu werden beginnt“, erzählt Heiko von Kiedrowski. Als dann der Lockdown kam, konnte das Team um ihn und seine Frau sehr schnell reagieren. Bereits am 15. März wurde der erste Online-Gottesdienst aus der Lübecker

St.-Jürgen-Kapelle gestreamt. „Nur mal kurz die Welt retten...“ lautete das Thema der Predigt von Lübecks Pröpstin Petra Kallies.

Das Ziel von *#liveline* lässt sich laut Heiko von Kiedrowski auf eine einfache Formel bringen: „Wir wollen, wie der Name ‚liveline‘ in deutscher Übersetzung sagt, eine verbindende ‚Lebensader‘ zwischen Gott und den Menschen schaffen.“ Lebendig wird diese „Lebensader“ dadurch, dass es sich bei *#liveline* nicht lediglich um einen konventionellen Gottesdienst handelt, der abgefilmt wird. Die Gläubigen sind rege beteiligt, und zwar in erster Linie dadurch, dass sie im Chat Fürbitten einbringen. „Die

werden an drei Stellen im Gottesdienst verlesen“, erklärt Philine Eidt, ehrenamtliche Mitarbeiterin in der Lübecker Kirchengemeinde.

Vor dem Computerbildschirm zu sitzen, ist auch älteren Gläubigen heutzutage nicht mehr fremd. „Natürlich wissen wir nicht immer, wie alt die Menschen sind, die uns kontaktieren, aber es gab durchaus Zuschriften von 85-Jährigen“, sagt Katja von Kiedrowski. Gerade Seniorinnen und Senioren hätten es zu den Hochzeiten der Corona-Krise als Segen empfunden, dass sie zumindest über digitale Technik Kontakt halten konnten. „Wir bekamen mit, dass nicht selten Kinder oder Enkel den Senioren Tablets brachten, so dass sie unsere *#liveline*-Gottesdienste mitfeiern konnten“, schildert die Pastorin. Selbst in Altenheimen, so von Kiedrowski, sei sie auf das Projekt angesprochen worden.

RUND UM DIE UHR

Die Digitalisierung, warnen manche Theologen, ist mit Vorsicht zu genießen. Könnte sie doch dazu führen, dass noch weniger Menschen als jetzt schon in die Kirche gehen. Es ist ja so wunderbar bequem, von zu Hause aus zuzuschauen. Das Pastorenehepaar von Kiedrowski teilt diese Bedenken nicht. „Uns geht es um Verkündigung“, sagt Katja von Kiedrowski. Wenn manche Menschen das Bedürfnis hätten, sich die Frohe Botschaft erst um 23 Uhr am Abend anzuhören, dann sollte dieses Bedürfnis auch erfüllt werden. Die *#liveline*-Gottesdienste kann man rund um die Uhr abrufen. Was auch intensiv genutzt wird: „Manche Gottesdienste wurden inzwischen etwa 5.000 Mal angeklickt.“

Wobei es, eben wegen der Fürbitten, sehr beliebt ist, direkt beim Live-Stream mit dabei zu sein. Zwischen 300 und 400 Christen schauen meist zu. „Der Live-Stream wird eine Vier-

telstunde, bevor der Gottesdienst beginnt, gestartet“, erzählt Philine Eidt. Dann trudeln nach und nach über den Chat Fürbitten ein. Die greifen die unterschiedlichsten Themen auf. „Ich möchte für die Schausteller und Markthändler beten, dass auch ihnen geholfen wird“, schrieb zum Beispiel im August eine Gläubige. „Ich möchte für den Umzug von meiner Frau und mir beten, dass alles gut klappt und wir uns im neuen Zuhause wohl fühlen“, so ein anderer Christ.

Weil es weder am Geld noch an Manpower noch an Knowhow haperte, konnte #liveline derart schnell und gut umgesetzt werden. „Wir waren technisch bereits bestens ausgestattet, so dass wir beim Lockdown gleich loslegen konnten“, berichtet Heiko von Kiedrowski. Dies lag daran, dass Medien in der Jugendarbeit der Gemeinde schon seit vielen Jahren eine große Bedeutung haben. Dadurch wiederum gibt es viele aktive „Teamer“ in der Gemeinde – insgesamt etwa 150. Realisiert werden die #liveline-Gottesdienste mit etwa zwei Dutzend freiwillig engagierter Teenager und Twens im Alter zwischen 13 und 25 Jahren.

LIEDER MIT UNTERTITEL

Das Lübecker Team wollte technisch alle Möglichkeiten ausschöpfen, um einen guten Online-Gottesdienst zu machen. Dabei wurden auch Anregungen der virtuellen Besucher



FOTO: JAKOB GUTSCHE

Den Liedern kommt im #liveline-Gottesdienst laut Pastorin Katja von Kiedrowski eine große Bedeutung zu.

aufgegriffen. „Am Anfang hatten wir zum Beispiel nicht immer Untertitel unter den Liedern“, so Heiko von Kiedrowski. „Doch wir möchten mitsingen!“, meldeten die Gläubigen. Und zwar auch jene Lieder, die nicht im Gesangbuch stehen. Seither werden alle Liedtexte abgetippt, damit sie nachher eingblendet werden können. Das bedeutet natürlich Arbeit, sagt Katja von Kiedrowski: „Es kommt schon mal vor, dass wir am Samstag bis 1 Uhr nachts dasitzen, um einen #liveline-Gottesdienst vorzubereiten.“

In einem leeren Kirchenraum zu predigen, das erfordert Imagination – und kann am Anfang ganz schön gewöhnungsbedürftig sein. Allein die Kamera vermag Ungeübte zunächst zu irritieren. „Ich hatte das Glück, dass ich einmal bei einem Kirchentag vor einer Kamera singen durfte, diese Erfahrung hilft ungemein“, berichtet Katja von Kiedrowski. Auch gestalteten sie und ihr Mann schon öfter Radiogottesdienste. Beide wissen daher, dass es wichtig ist, bei einem digitalen Gottesdienst etwas anders zu sprechen. Und Texte anders zu formulieren.

Wichtig sei es außerdem, leicht zu lächeln: „Dann kommt man am Bildschirm bei den Mitfeiernden einfach besser rüber.“ St. Jürgen ist mit



FOTO: PHILINE EIDT

In dieser Kapelle finden die #liveline-Gottesdienste statt.

zirka 13.000 Gemeindemitgliedern die größte Kirchengemeinde im Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg. Zwei Pröpstinnen leiten den Kreis: Petra Kallies und Frauke Eiben. Kallies ist für den Bereich Lübeck zuständig. Hinter #liveline steht sie voll und ganz: „Denn es ist einfach wunderbar, dass hier so viele junge Leute mit so viel Begeisterung ehrenamtlich mitarbeiten.“ Das Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamtlichen könnte kaum besser sein: „Und ich glaube, dass sich der Spaß und die Freude beim Produzieren auf die Zuschauerinnen und Zuschauer überträgt.“

Das Format #liveline wird es wohl auch noch im nächsten Jahr geben. So groß ist der Wunsch der digitalen Gemeinde nach diesem besonderen Gottesdienst, der dank der jungen Lübeckerin Aitana Zienert sogar in Gebärdensprache übersetzt wird. „Sonntagsgottesdienste im Internet, besonders solche mit lokalem Bezug, sind für viele Menschen keine Notlösung, sondern eine echte Alternative zum Vormittagsgottesdienst“, sagt dazu Pröpstin Petra Kallies. Aus diesem Grund wird auf unbestimmte Zeit weiterhin einmal im Monat auf dem YouTube-Kanal des Kirchenkreises gestreamt. Zudem werden die Gottesdienste auf Bibel TV übertragen.



FOTO: JAKOB GUTSCHE

Die junge Lübeckerin Aitana Zienert unterstützt das #liveline-Team als Gebärdendolmetscherin.

Verbände sind unverzichtbar

In unregelmäßigen und anlassbedingten Abständen wird von verschiedenen Seiten die Arbeit der katholischen Verbände kritisch unter die Lupe genommen oder gar hinterfragt. Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern weist diese Entwicklungen entschieden zurück. Gerade in Zeiten des gesellschaftlichen und auch kirchlichen Wandels sind unsere katholischen Landesverbände unverzichtbarer denn je. Sie haben dabei viele ganz wesentliche Funktionen, die sich immer wieder bewähren:

- ▶ Sie wirken in die Gemeinden und andere kirchliche Strukturen als „Sprachrohr“ hinein und tragen damit zur dringend erforderlichen Verbreiterung der Volkskirche bei.
- ▶ Sie sorgen umgekehrt dafür, dass kirchliches Leben auch in Kreise dringt, die nicht zwangsläufig die Nähe zu verfasster Kirche haben.
- ▶ Mindestens ebenso wichtig ist die Rolle, die unsere Verbände im politischen und gesellschaftlichen Leben wahrnehmen. Sie sind niederschwellig und kompetent diejenigen,

die als Ansprechpartner, für Dialoge und auch in der außerkirchlichen Vernetzung als erste zur Verfügung stehen. In Parlamenten, kommunalen Ebenen und den fachlichen Gremien wird dies, wie ich selbst immer wieder erfahren durfte, so wahrgenommen.

- ▶ Am wichtigsten aber sind die wertvollen Dienste für Menschen in Not oder als Interessenvertretung. Sie schaffen damit Raum und Geborgenheit beispielsweise für Frauen, Menschen in Not, Familien, Kinder, Jugendliche, Senioren, Menschen mit Behinderung, Arbeitnehmer und Unternehmerinnen oder Menschen im ländlichen Raum.

Auch durch die Corona-bedingten wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen muss der Stellenwert wieder bestätigt und erkämpft werden. Wir hoffen bei den kirchlichen Entscheidungsträgern weiterhin auf entsprechende Unterstützung. Das Landeskomitee wird als Interessenvertretung der Verbände dies weiter vehement einfordern.

Joachim Unterländer, Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern

Ein BDKJ auf Landesebene – wozu?

Kurz zu beschreiben, warum es den BDKJ auf Landesebene geben muss, damit könnte man Seiten füllen. Deshalb soll hier nicht ausführlich auf die Aufgabe der Vernetzung oder der politischen Vertretung eingegangen werden, welche wichtige Aufgaben aller Landesebenen sind, sondern nur auf die speziellen Bereiche, die den BDKJ Bayern so einzigartig machen.

Eine bayerische Spezialität ist nämlich der Bayerische Jugendring. Es entscheidet hier alleine die Landesebene der Verbände, wer als Zuschussberechtigter auf allen Ebenen der Jugendringe in Bayern anerkannt wird.

Das bedeutet konkret, dass der BDKJ Bayern verantwortlich mit entscheidet, ob Pfarrjugenden staatliche Zuschüsse für ihre Zeltlager bekommen und ob die schulbezogene Jugendarbeit der (Erz-)Bischöflichen Jugendämter wei-

terhin durch öffentliche Gelder finanziert wird. Es finden keine Gruppenleiterkurse von katholischen Jugendregionalstellen statt, ohne dass der BDKJ Bayern nicht deren Finanzierung über Zuschüsse sichert. Gäbe es die Landesebene nicht, würden der katholischen Jugendarbeit in Bayern knapp vier Millionen Euro staatliche Mittel pro Jahr entgehen.

Der BDKJ Bayern ist außerdem verantwortlich für die Durchführung von Freiwilligendiensten, das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ) und das Freiwillige Ökologische Jahr (FÖJ). Für die meisten Diözesen wäre es schlichtweg unwirtschaftlich, diese wichtigen Dienste und die Begleitung der jungen Menschen selbst zu übernehmen. Hier leistet der BDKJ Bayern eine wichtige Aufgabe der Jugendpastoral, die ohne ihn so nicht stattfinden könnte.

Eva Jelen, Landesvorsitzende BDKJ Bayern

Applaus genügt nicht!

Natürlich darf und muss man in Zeiten knapper Kassen genau überlegen, wofür man Geld ausgibt, zumal dann, wenn es Kirchensteuergeld ist. Warum also Landesverbände?

Weil katholische Verbände als kirchliche „Speerspitze“ in Gesellschaft und Politik hineinwirken sollen – und das in Bayern nun mal vorrangig auf der Ebene der Landesregierung Sinn macht.

Die Landesstelle der Katholischen Landvolkbewegung (KLB) in Bayern e.V., bei der die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der KLB Bayern angestellt sind, wurde in der Vergangenheit auskömmlich durch den Überdiözesanen Fonds (ÜDF) ausgestattet – wofür wir Danke sagen möchten! In den vergangenen Jahren wurde dieser Zuschuss jedoch entweder nur geringfügig nach oben angepasst oder gar nicht mehr. Das

ist insbesondere deshalb problematisch, weil die Lohnkosten aufgrund von Tarifierhöhungen signifikant gestiegen sind und auch in Zukunft sicher weiter steigen werden.

Dies führt zu einem immer weiteren Auseinanderklaffen von Zuschusseinnahmen und Personalausgaben. Welches und wie viel Personal angestellt ist, ist mit dem ÜDF abgestimmt. Die Höhe der Bezahlung regelt das Arbeitsrecht der Bayerischen Diözesen, kann also vom Zuschussnehmer nicht beeinflusst werden.

Wenn die bayerischen Bischöfe immer wieder die Bedeutung der katholischen Verbände hervorheben, müssen sie in unseren Augen auch das Personal, das bei den Landesverbänden angestellt ist, durch die Zuschüsse des ÜDF mittelfristig absichern und finanzieren. Applaus allein genügt nicht!

Martin Wagner, Geschäftsführer der Katholische Landvolkbewegung (KLB) Bayern

GRAFIK: OLGA MOONLIGHT / ADOBE STOCK

Eine authentische, parteiliche Stimme für Frauen

Seit mehr als 70 Jahren gibt es den Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) Landesverband Bayern e.V., der die verbandspolitische Stimme seiner 16 bayerischen Ortsvereine ist. Er setzt sich für die Interessen und Problemlagen von Frauen, Familien und Kindern ein und gibt mit seinem katholischen Profil der Kirche ein weibliches Gesicht. Die Gründungsidee von Agnes Neuhäus, dass es Not- und Konfliktsituationen gibt, von denen Frauen besonders betroffen sind und Frauen anderen Frauen in besonderer Weise helfen können, trifft auch heute noch zu. Vielleicht sogar mehr denn je.

Betrachtet man die Entwicklung der vergangenen Monate der Corona-Pandemie, dann waren es vor allem Frauen, die neben ihrer eigenen Berufstätigkeit Homeschooling und Care-Arbeit geleistet haben.

Alleinerziehende Frauen erhielten Unterstützung, als ihre existenzsichernden Zusatzjobs in der Gastronomie wegbrachen. Von Obdachlosigkeit betroffene Frauen benötigten sichere Schutzräume, die sie in den Angeboten der SkF

Ortsvereine fanden – ein großer Vorteil der katholischen Kirche, mit dem SkF einen Verband an der Seite zu haben, der sich speziell für die Belange der Frauen einsetzt und in der Fachwelt anerkannt ist.

Unser Beitrag zur Verbesserung der Angebote für gewaltbetroffene Frauen ist seit Jahrzehnten unverzichtbar. Richtungsweisend sind wir auch in vielen Feldern der Sozialen Arbeit – Blended Counseling wird in den Katholischen Beratungsstellen für Schwangerschaftsfragen bereits seit mehr als zehn Jahren praktiziert.

Die Ortsvereine in Bayern mit ihren 1.400 Mitgliedern unterscheiden sich stark in Größe und Vielfalt – vom Ortsverein mit einem Hauptanliegen (z.B. einem Frauenhaus) bis zum Ortsverein mit einem umfassenden sozialen Angebot, für das mehrere hundert Haupt- und Ehrenamtliche zusammenarbeiten. Sie sagen: „Dem SkF Landesverband kommt eine wichtige Rolle zu, Menschen ganz konkret zu zeigen, dass kirchliche Angebote sehr nah an ihrem Leben sind.“

Silvia Wallner-Moosreiner, Geschäftsführerin SkF Landesverband Bayern e.V.



FOTO: KOLPING

Begeistert sein

Kirchliches Engagement hat viele Gesichter

Willi Breher (59 Jahre) ist Landesgeschäftsführer des Kolpingwerkes in Bayern. Neben seinen zahlreichen beruflichen Aufgaben in der Verbandsleitung liegen dem diplomierten Religionspädagogen besonders die kirchliche Jugend- und Erwachsenenbildung und als Vorstand einer Familienferienstätte im Rupertiwinkel die Unterstützung und Förderung der gemeinnützigen Familienerholung und Familienbildung am Herzen. Darüber hinaus ist er in den Selbstverwaltungsgremien der Deutschen Sozialversicherung als gewählter Versichertenvertreter ehrenamtlich tätig.

Warum engagieren Sie sich ehrenamtlich?

Ohne Ehrenamt keine Gesellschaft, zumindest keine solche, die ich uns allen wünschen möchte. „Wer die Menschen gewinnen will, muss sein Herz zum Pfand geben!“ – dieses Zitat von Adolph Kolping sollte zwar auch für ein hauptberufliches Engagement gelten, im Ehrenamt nimmt es häu-

figlichere Gestalt an. Nicht alles kann mit Heller und Pfennig im Zusammenleben der Menschen geregelt und organisiert werden. Aber auch nicht alle Talente sind im Beruf leibar und einsetzbar.

Wie sind Sie zum freiwilligen Engagement gekommen?

Klassische katholische Laufbahn: Ministrant, Gruppenleiter in der

katholischen Jugend, Zeltlager, Theaterbühne und Musik, Kolpingsfamilie. Letztlich führte das freiwillige Engagement auch in meine heutige Aufgabe über viele Stationen der gesellschaftlichen und kirchlichen Sozialisation.

Mit der Wahl in den ehrenamtlichen Verwaltungsrat einer Krankenkasse bis hin zum Spitzenverband der Krankenkasse auf Bundesebene als Vertreter der Arbeitsgemeinschaft christlicher Arbeitnehmerorganisationen hat dieses Engagement vor mehr als zehn Jahren eine neue und sozialpolitische Dimension erreicht.

Was beschäftigt Sie im Moment?

Die derzeitige Pandemie, der wir alle ausgesetzt sind, beschäftigt mich auf allen Ebenen. Wie kann auch mit Hilfe digitaler Möglichkeiten der gesellschaftliche Zusammenhalt bewahrt und gestärkt werden? Wie kann Vereinsleben fortgesetzt und Vergesellschaftung unter neuen Herausforderungen stattfinden? Wie können unsere sozialen Sicherungssysteme die finanziellen Belastungen solidarisch tragen und wie können unsere gemeinnützigen Einrichtungen wie zum Beispiel Jugendwohnheime, Familienferienstätten, Bildungs- und Kulturstätten für verschiedenste Zielgruppen diese Krise bewältigen?

Was wollen Sie bewegen?

Mitmachen dabei, dass Kirche die Menschen herausruft und anspricht. *Ecclesia* in ihrer ursprünglichen Wortbedeutung und den mit ihr verbundenen Grundvollzügen braucht viele „Coaches“. Ich sehe mich da als Kolpingmann schon vom Schwerpunkt her gut im Vollzug der *Koinonia* aufgehoben und kann letztlich wieder nur unseren Verbandsgründer Adolph Kolping zitieren: „Froh und glücklich machen, trösten und erfreuen ist im Grunde doch das Beste, was der Mensch auf dieser Welt ausrichten kann.“

Kirchliches Engagement hat Zukunft, weil...

...die Menschen im Grunde ihres Herzens Gott- und Sinnsucher sind. Eine einladende und aufsuchende Kirche hat Zukunft und da sind gerade kirchliche Verbände und Pfarrgemeinden herausgefordert, diese Haltung auszustrahlen und spürbar zu machen: „Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt!“ (Alfred Delp)

Impressum

Alle Mitarbeiter dieses Heftes erreichen Sie über die Redaktion. Gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinungen der Redaktion wieder. Für alle Überschriften ist die Redaktion, nicht der Verfasser verantwortlich. Abdruck ist nach Rücksprache mit dem Landeskomitee möglich. Bei allen männlichen Angaben von Personengruppen sind selbstverständlich auch die Frauen mitgemeint.

Herausgeber und Verleger:

Landeskomitee der Katholiken in Bayern.

Kuratorium:

Markus Biber, Passau
Christian Gärtner, Eichstätt
Dr. Günter Heß, Bamberg
Karin Schlecht, Regensburg
Hildegard Schütz, Augsburg
Prof. Dr. Hans Tremmel, München
Joachim Unterländer, München
Dr. Michael Wolf, Würzburg.

Verantwortlich für

Herausgabe und Vertrieb:

Dr. Karl Eder, Geschäftsführer, München.

Redaktion:

Dr. Alexandra Hofstätter, verantwortlich für den Inhalt.

Redaktionsbeirat:

Beate Dieterle, Augsburg
Manfred Fürnrohr, Regensburg
Dr. Klaus-Stefan Krieger, Bamberg
Florian Liebler, Würzburg
Peter Oberleitner, Passau
Josef Peis, München
Martin Riedlaicher, Passau
Diana Schmid, Hersbruck
Rudolf Schmidt, Eichstätt
Juliana Sitzmann, Bamberg,
Richard Ulrich, Eichstätt.

Anschrift des Verlages

und der Redaktion:

Gemeinde *creativ*
Schäfflerstraße 9
80333 München
Telefon: 089 21 37-28 01
Fax: 089 21 37-28 02
E-Mail: gemeinde-creativ@landeskomitee.de

Abo-Verwaltung und Service:

E-Mail: waltraud.keller@landeskomitee.de

Druck: Gebr. Geiselberger GmbH,
Martin-Moser-Str. 23,
84503 Altötting

Satz und Layout:

Miriam Hase, München

Erscheinungsweise:

Jährlich 6 Hefte.
Jahresabonnement 17,50 €, (einschließlich Porto und Versand) Einzelpreis 3,50 €. Online-Abo für 15 €, bestellbar unter www.gemeinde-creativ.de.

Bankverbindung:

Liga Bank München
BIC: GENODEF1M05,
IBAN: DE63750903000002141817
Landeskomitee der Katholiken in Bayern;
Vermerk: GEMEINDE CREATIV.
Kündigungen des Abonnements sind nur zum Jahresende, spätestens bis zum 1. Dezember möglich.

Gemeinde *creativ* wird auf 100 Prozent klimafreundlichem Papier gedruckt.

Euphorisch sterben

Von **Karl Eder**

Geschäftsführer des Landeskomitees

Im gewöhnlich trüben November, der seinem Ruf, Tristesse und deprimierende Stimmung zu verbreiten, nur wenig entgegenzusetzen vermag, ließ im vergangenen Jahr eine Meldung der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) aufhorchen. Der neue interdisziplinäre Masterstudiengang „Perimortale Wissenschaften“ an der Universität Regensburg habe mit 41 Erstsemestern begonnen.

Das klingt anfangs noch nicht wirklich aufregend. Eine eher nüchterne Mitteilung über die Einschreibung von 41 Studierenden ist gewöhnlich nicht der Stoff, aus dem Schlagzeilen gemacht werden.

Das Blatt wendet sich unversehens, wenn man sich die Details vornimmt. Geht es doch bei dem Studiengang um alle Begleiterscheinungen rund um das menschliche Sterben (perimortal). Der Studiengang soll wissenschaftlich Tätige aus den Fachbereichen Jura, Medizin, Soziales, Pflege, Ingenieurwesen, Psychologie und Theologie zusammenbringen.

Das Alter der Studierenden hat eine enorme Bandbreite: von 24 bis 70 Jahren haben sich Interessierte in den neuen interdisziplinären Masterstudiengang eingeschrieben. Am Lehrangebot wirkten Theologen, Mediziner und Kulturwissenschaftler der Universität Regensburg sowie Pflegewissenschaft-

ler der Ostbayerischen Technischen Hochschule (OTH) Regensburg mit. Ferner würden in der Praxis Tätige aus der Krankenhausseelsorge, aus Hospiz- und Palliativdiensten, dem Bestattungshandwerk und der Trauerbegleitung einbezogen.

Der federführende katholische Moraltheologe und Diakon Rupert Scheule wünscht sich, dass am Ende des Studiums die Absolventen nicht nur Kenntnisse zur Rechtslage rund um den Leichnam vorweisen könnten, sondern auch die „Einstellung zu ihrem eigenen Tod“ geklärt haben. Ergänzt werden soll der Studiengang durch ein Forschungsprojekt zu „perimortaler Kompetenz“, wozu eine wissenschaftliche Vertiefung ethischer Fallberatung bei Entscheidungen am Lebensende zähle.

Dem aus Schwaben stammenden Scheule ist es offensichtlich gelungen, mit dem neuen Studiengang „Perimortale Wissenschaften“ eine wissenschaftliche Marktlücke zu schließen. Anders ließe sich nicht erklären, dass er von dem enormen Interesse regelrecht begeistert ist. Er spricht sogar von einem „euphorischen Start“.

Wer bislang vergeblich nach positiven Botschaften im Zusammenhang mit Sterben, Tod und Trauer gesucht hat, wird anscheinend hier fündig. Bleibt nur noch abzuwarten, ob die anfängliche Euphorie bis zum Ende des Studiums und vielleicht sogar bis zum Ende des Lebens anhält.



FOTO: JÜRGEN FÄLCHLE / ADOBE STOCK

Magazin für engagierte Katholiken – alle zwei Monate

- Informationen für die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte, Kirchenverwaltungen und katholischen Verbände
- Anregungen und Hilfen für die praktische Arbeit in der Pfarrgemeinde
- Hintergrundinformationen, Kommentare und Interviews zu gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen
- Geistliche Begleitung quer durch das Kirchenjahr

Herausgegeben vom *Landeskomitee der Katholiken in Bayern*

www.gemeinde-creativ.de

